

8⁷ Maassen 784

Grasse

~~3112~~
No 4912.

Öffentl. Leihbibliothek

des

JOH. N. GIONTINI,

Buch-, Kunst- und Musikalienhändler










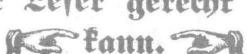

in Laibach,

am Hauptplaz Nr. 237.



1147

Handwritten: 18
 Nur gefälligen 
 Beachtung. 

 Die geehrten Leser werden
 freundlichst ersucht, jedes
 Buch binnen läng-
 stens einer Woche
 umzutauschen, da ich
 in Folge der gesteigerten
 Nachfrage nur auf diese
 Weise den Wünschen mei-
 ner Leser gerecht werden
 kann. 

Joh. Giontini's Leihbibliothek.

EX

LIBRIS



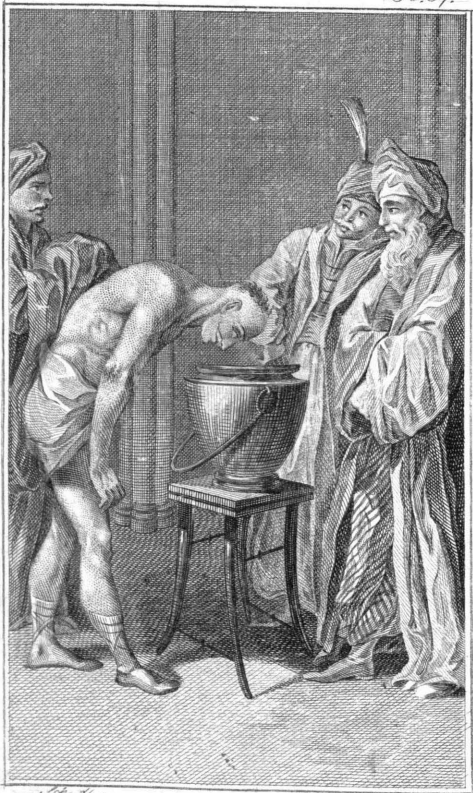
C.G. von Maassen

. Caspari .

<4 1004970 1500 17

<4 1004970 1500 17

Maassen 184



Der Sultan steckte den Kopf ^{hinauf} ins Wasser.

Maassen 184

Grosse

Morgenländische
Erzählungen

VON

KARL GRO SSE

Mit einigen Anmerkungen über den
orientalischen Roman zur Verde.

Abh. von L. v. Buge



Schubert del.

Joh. Benke sc.

Leipzig

bey August Geers 1796.

Leipzig
L. v. Buge

AN WILHELM

6903837*6



V o r r e d e.

11

In traurigen Stunden ist es eine sehr süße Beschäftigung, sich selbst eine andere Welt zu schaffen, in der es vielleicht besser als in dieser sehn möchte. Und da es meistens die Erschöpfung der Sinne ist, welche den erschlaffendsten Misimuth hervorbringt, so giebt es für dieser keine bessere Arznei, als Spiele der Phantasie in sinnlichen Genüssen. Die Erdichtungen des Morgenlandes haben hierin vor allen anderen einen entschiedenen Vorzug; ihre Welt gleicht der unsrigen so wenig, ihre Menschen haben kaum eine Aehnlichkeit mit unseren Bekanntschaften, ihre Ereignisse und Handlungsarten sind uns so neu; man vergißt mit Vergnügen das was neben uns ist, sobald man sich unter jene versetzt.

Wenn man die orientalischen Dichtungen in Rücksicht des Zweckes mit unsern abendländischen, und denen der griechischen und römischen Litteratur, welche unsere ersten Muster ausmachten, vergleicht, so findet man sie von ihnen

gleich außerordentlich abweichend. Der Roman hat einen moralischen Zweck, und wenn auch nicht irgend eine große und weise Lebensregel den Grund des Gemäldes ausmacht, worauf die andern Farben nur zur Verschönerung aufgetragen sind, so dient uns die Handlungsweise der Personen doch zu einer um so bildendener Richtschnur. Der orientalischen Erzählung hingegen dient die moralische Anwendung nur zu einem zufälligen Schmucke, und es kommt in ihr alles darauf an, die Einbildungskraft zu ergötzen, und mit den Ausschweifungen derselben die erschlafte Seele zu irgend einer neuen Aussicht zu erwecken.

Hieraus ergiebt sich eine sehr natürliche Folge. Der Roman, um uns seine Lehren dicht unter die Augen zu bringen, ist gezwungen seine Personen und seine Ereignisse aus der uns bekannten Natur um uns her zu wählen. In einfachen die Ereignisse an genau bestimmten Faden fortgleiten, je natürlicher sie auseinander gefolgert werden, oder sich am Ende wenigstens bei einiger Verwik-

felung in einander und durcheinander auflösen, je ungekünstelter die Personen darin irgend einer Maxime, welche den Grundstoff ihres Charakters und ihrer Theilnahme an der allgemeinen Handlung ausmacht, gemäß erfahren, je faßlicher endlich ihre ganze Natur, ihr Stand, ihre Lebensart, ihre Sitte für uns ist, desto vollkommener ist der Roman. Moral ist der Zweck seines Gewerbes, und man urtheilt nicht sicherer über seinen Werth, als wenn man die Stimmung betrachtet, in welche uns seine Lektüre gelassen hat.

Ganz anders ist der Ursprung und Zweck der morgenländischen Erzählung. Die dem asiatischen Klima so eigenthümliche Trägheit, sagt ein bekannter englischer Schriftsteller, und die wollüstige Lebensart der Könige und Großen in ihren Serails, hat sie natürlich auf diese Art des Vergnügens geleitet, und es ihnen vorzüglich schätzbar gemacht. Wenn ein morgenländischer Prinz irgend einmal faul ist, (ein sehr gemeines Ereigniß) und seine Zeit nicht anders zu töd-

ten weiß, so läßt er seinen Großvezier, oder seinen Favoriten holen, und sich von ihm ein Märchen vorerzählen. Da er gewöhnlich unwissend, und folglichen leichtgläubig ist, da er von keiner Begierde nach moralischer Vervollkommenung so wenig als von der Natur weiß, so gehört unter die Erfordernisse zu einem solchen Märchen weder Wahrscheinlichkeit noch Unterricht, und es ist vollkommen, wenn es nur Erstaunen erregt. Daher rührt auch sogleich das Ausschweifende in diesen Erzählungen. Alles wird durch Zauberei oder durch ein Wunder hervorgebracht; alles von Genien, von Feen, von Démonen, von hölzernen Pferden, die, wenn man nur daran eine Schraube drehet, mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit durch die Luft setzen.

Der ungeheure Pönp darin hat den nämlichen Ursprung. Die Schätze sind unerschöpflich, die Steine der Weisen gemein, nichts ist leichter als die Verwandlung der Metalle. Edelgesteine und Gold, Perlen, Stickereien, Geräth, üppige Kleider, die wollüstige Vergnüg-

gungen und Feste; alles athmet den Geist des Landes, auf dem sie erfunden wurden. Der Geschmack und die edle Einfachheit sind nur Erzeugnisse des Nordens, wo die Dürre der Gegenstände ganz von selbst darauf führt; wo aber die Natur, wie in den heißen Klimaten, selbst in allen ihren Schöpfungen, in der Lebhaftigkeit der Farben, in dem Reichthume der Kostbarkeiten, in dem glühenden Geiste der Bewohner schwelgt, kann man auch von dem Ausdrücke und der Neigung der Sinne nichts anders erwarten.

Die ersten Erzählungen dieser Art, welche uns diesen Geist des Morgenlandes bekannt gemacht haben, sind die in Tausend und eine Nacht enthaltenen. Sie stellen sehr getreues Gemälde der orientalischen Sitten, des Geschmacks in der Liebe dar, und außerdem, daß sie sehr komische und originale Zeichnungen haben, enthalten sie tausendwitzige und treffende Züge einer sehr gesunden Moral. Wenn es Wahrheit ist, daß einige Reisende die Originale davon in Arabien wiedergefunden haben, so ist

Hr. Galland, der französische Bearbeiter derselben noch weit mehr zu tadeln, sie zu auffallend modernisirt zu haben. Der Stil ist an vielen Orten weitschweifig und schleppend, die Sprache ist gesucht, und die orientalische Pracht scheint unter den Schnörkeln der französischen Zierlichkeit an ihrer auffallenden Wunderbarkeit sehr beträchtlich verloren zu haben.

In den ersten Theilen fängt jede Nacht damit an, daß die Schwester der Sultani zu dieser sagt: „Liebe Schwester, ich bitte sie, uns eins von ihren Märchen zu erzählen.“ dies hörte nicht eher auf, als bis einige junge Leute sich einmal nach Mitternacht unter des Herzgebers Fenstern versammelten, und ihn mit einer abscheulichen Nachtmusik aus dem Schlafe weckten. Er steckte den Kopf zum Fenster heraus, und schrie: was das für ein Teufelslied sey? Einer von den Musikern antwortete: „Herr Galland, ich bitte sie, uns eins von ihren Märchen zu erzählen!“

In diesen morgenländischen Erzäh-

lungen, welche ich hier dem Publikum vorlege, habe ich beides zu vereinigen gesucht, was den Roman und die orientalische Dichtung auszeichnet, und schätzbar macht. Von denen, welche ich nach meiner Art umgearbeitet habe, und die mir zum wenigsten ihr Gewand schuldig sind, hat eine jede irgend eine moralische Wahrheit zu Grunde, in alle aber glaube ich irgend eine nützliche Lebensregel, irgend einen von den Grundsätzen, die man für das Menschenleben nicht oft genug wiederholen kann, zu legen mich bemühet.

Was den orientalischen Charakter der Dichtungen aber betrifft, so ist er mir nicht schwer nachzuahmen geworden, weil er in seinen Bildern ausschweift. Selbst mit den Fehlern meiner Phantasie bekannt, habe ich ihn absichtlich der einfacheren und natürlicheren Haltung des Romanes zu nähern versucht.

Inhalt.

1. Sultan Afsid.
 2. Der Wassereimer.
 3. Der Schneider und seine Frau.
 4. Die beiden Eulen.
 5. Canton Barsisa.
 6. Maliknafir.
 7. Kudbedin und Gulnec.
 8. Zedig.
 9. Salomons Vogel.
 10. Der Prinz von Carizme und die Prinzessin von Persien.
-

Sultan: Aftid.

Raro é quell' Uomo cui

l' oro non piaccia e non confonda.

Goldoni.

Sultan Afsid.

Wie Afsid, Sultan von Egypten ein sehr hohes Alter erreicht hatte, und die letzte Stunde seines Lebens herankommen sah, versammelte er seine drei Söhne um sich, und sagte ihnen: „Meine Kinder, in sehr kurzer Zeit verlasse ich diese Welt; aber ehe der Todesengel sich nähert, mir sein das Rissen unter meinem Haupte wegzuziehen, gebiete ich euch, meine Leichenfeierlichkeiten zu begeben. Ich will wissen, was ihr anfangen werdet, wenn ich gestorben bin. Befriedigt meine Neugierde hierin. Eilt, meine Bezieren zu benachrichtigen, daß sie allen meinen Bey's Befehl geben sollen, bey dieser Ceremonie sich einzufinden, kurz, daß es an nichts fehle, und daß man die Feierlichkeit

mit dem nemlichen Pompe begehe, als sey ich nicht mehr auf der Welt!“

Die drei Prinzen brachen bei dieser Auredede ihres Vaters in Thränen aus, schickten sich aber ohne Widerreden an, seinem Befehle Gehorsam zu leisten.

Auch ermangelten die Beziere nicht, zum Leichengange gegen den angesetzten Tag alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Die Beyn leisteten, was ihnen zukam, so, daß alles sich in einer vollkommenen Ordnung befand, als der bestimmte Zeitpunkt eintrat. Der Palast war dazu übereinstimmend ausgeziert, man stellte die königliche Leibwache davor in Ordnung, und theilte ihr mit den dabei üblichen Gebräuchen den Sold aus.

Hierauf verfügten sich alle Beyn in das Gemach des Sultans, welcher auf einem Ruhebette ausgestreckt lag; sie nahmen ihn auf, und setzten ihn auf den Thron; dann stellten vier Beziere

eine Todtenbahre daran, worüber vier Verwandte des Monarchen einen prachtvollen Baldachin hielten. Sechs andere Beys streuten in allen Zimmern Hände voll Erde, welche sie aus dem Palaste genommen hatten, mit einer großen Menge von vielfarbigen Atlasschnitzeln aus. Des Sultans drei Söhne schmückten die Bahre mit allen Edelsteinen der Krone aus, und stellten obendarauf Iskids Krone mit so großen Diamanten besetzt, daß sie die Augen verblendeten.

Hierauf traten vier Fürsten der Araber, welche dem Sultan zinsbar, und zur Feierlichkeit eingeladen waren, hinzu, ein jeder von ihnen ergriff einen Fuß der Bahre und nahm ihn auf den Arm. Die Scheiks und Derrische giengen in einer langen Prozession singend voraus, die Mönche und Einsiedler folgten der Bahre nach, und einer von ihnen, auf einem weiblichen Kameele reitend, trug den Alkoran

mit großer Ehrfurcht zur Schau. Die Söhne des Monarchen, die andern Oberhäupter der Araber mit ihren Söhnen und andern Großen des Reichs giengen zur Seite, und unmittelbar darauf folgten zweihundert Musiker, welche mit ihren Instrumenten Gesänge zum Lobe des Monarchen begleiteten. Zuweilen machten sie dazwischen eine Pause, und schrieen dann aus voller Kehle einstimmig: „O grausames Schicksal! o unglücklicher Tag! der gerechte König der Könige, der Eroberer mächtiger Reiche, die Geißel der Feinde, der Vater der Freunde ist nicht mehr!“ Nach diesem Geschrey warfen sie Hände voll von schwarzgefärbten Mandeln auf die Bahre.

Auf die Musiker folgten funfzig Beziere, mit langen schwarzen und blauen Trauerkleidern angethan, und hinter ihnen drein giengen die Bensch, welche zerbrochene Bogen in den Händen hielten; dann kamen zehntausend Pfer-

de, mit golddurchwirkten Zäumen und Sätteln, denen man sämtlich den Schwanz abgehauen hatte, und worauf zehntausend schwarze Sklaven ritten, in blauen Säcken gekleidet. Den Zug beschloffen endlich alle Frauenzimmer des Serails, welche sich das Gesicht mit schwarzer und blauer Farbe beschmieret hatten, und von Zeit zu Zeit ein fürchterliches Geheul ausstießen.

Bei diesem Schauspiele seufzte Usfid aus tiefer Brust, und rief: „Ich habe dann noch vor meinem Tode mein Leichenbegängniß gesehen.“ Hierauf befahl er, daß man ihm vom Throne niedersteigen helfe, und nachdem er sich auf dem Boden befand, nahm er eine Handvoll von der Erde, welche die Weys vorher allenthalben ausgestreut hatten, und warf sich dieselbe ins Haupthaar und in den Bart, indem er sagte: „Die Erde bedecke einen Menschen wie mich, der während einer so

langen Regierung nichts that, welches die Nachwelt aufzubehalten, für werth achten könnte.“

Dann wandte er sich zu seinen Besizern, und sagte: „Ich will izt einige Vermächtnisse zurücklassen. Schreibet.“

Der Großvezier sezte sich, diesem gemäß, in Bereitschaft zu schreiben, und der Sultan diktirte ihm folgende Worte:

„Zuerst hinterlasse ich eine Million und zweimalhunderttausend Aspern, um ein Hospital für aussäzige Muselmänner zu erbauen. — Zweitens, seze ich eine gleiche Summe zur Stiftung eines Kollegiums aus, wo man Anweisung zum Bogenschießen und Ballschlagen giebt. — Drittens, verordne ich, daß man ein neues Carawanferaj einrichte, in dem eine hinreichende Anzahl schwarzer Sklavinnen, weiße Männer bedienen sollen, zu welchem Endzwecke man täglich hundert Zechinen aus meinem Schaze zu nehmen hat. —

Viertens und zuletzt befehle ich, daß man Bäder anlege, welche verstoßenen Weibern zum Zufluchtsorte dienen können, bis daß sie andere Ehemänner gefunden haben, und hierzu bestimme ich neunmahlhunderttausend Aspern.“

Nachdem der Monarch diese frommen Stiftungen gemacht hatte, ließ er sich den Alkoran herbeibringen, und daraus vorlesen, schenkte dem Vorleser tausend Zechinen, jedem Derwische und Mönche fünf hundred, und hundert einem jeden Blinden und Lahmen. Man trug alsdann das Todtenmahl auf, alle Gerichte befanden sich in goldenen Schüsseln, und man sagte bei jedem zu einem von den Anwesenden: „dies Gericht ist für Euch, und ihr könnt es mit euch wegnehmen.“ Nach dem Mahle endlich gab Askid allen Sklavinnen die Freiheit, welche sich in seinem Palaste befanden.

Dies war die Ceremonie vom Leichenbegängnisse des Sultans, welche

man am folgenden Tage wiederholen mußte, weil er noch am nemlichen erkrankte. Er legte sich nieder, und, wie er fühlte, daß seine Todesstunde sich näherte, ließ er seine drei Prinzen rufen: „Meine Söhne“ sagte er zu ihnen, „ich habe in einem Winkel meines Kabinettes beim Eintritt zur linken Hand eine Schachtel versteckt, in der sich die schönsten Edelgesteine der Welt befinden. Ich befehle euch, dieselben unter euch dreien gleich zu vertheilen, wenn ich todt bin, und ihr mir die letzten Ehrenbezeugungen erwiesen habt, welche ihr mir schuldig send.“

Kurz darauf verschied der Monarch. Aber der jüngste unter den Prinzen, neugieriger als seine Brüder, die angezeigte Schachtel zu sehen, schlich sich allein in das Kabinet, fand sie, und ward von der Schönheit der darinn befindlichen Edelgesteine so sehr bezaubert, daß er sich entschloß, dieselben allein für sich zu behalten, und zu be-

haupten, daß er nichts von ihnen wisse.

Indeß eilten die beiden andern Prinzen, von der nemlichen Neugierde angetrieben, nach der Leichenbestattung des Sultans in das angezeigte Gemach, begnügten sich nicht nur den Winkel zur linken Hand zu durchsuchen, sondern sahen auch in allen übrigen nach, und erstaunten gewaltig, als sie ihre Nachforschungen vergeblich zu erblicken, als der dritte Prinz zu ihnen hineintrat und sagte: „Nun, meine Brüder, wo sind denn diese schönen Edelgesteine?“ —

„Ihr werdet es wahrscheinlich besser wissen, als wir,“ antwortete ihm der älteste, „denn ich müßte mich sehr irren, oder ihr habt sie voraus zu euch genommen.“

„O sehr schön!“ erwiederte jener. „Ihr habt Lust, euren Scherz mit mir zu treiben? — Ihr mögt sie wohl selbst geraubt haben, und wollt mir es nun Schuld geben.“

„Hört mich an, meine Brüder,“ sagte hierauf der zweite Prinz, „es ist gewiß, daß einer von uns dreien diese Edelgesteine entwandt habe, weil niemand andrer zu diesem Kabinette einen freien Zutritt hat. Wenn Ihr es zufrieden seyd, so wollen wir zum Kadi schiken, der für den erfahrensten und scharfsinnigsten Mann in ganz Kairo gilt. Er wird uns ausfragen, und vielleicht den Räuber entdecken.“

Hiezu verstanden sich ohne Umstände die beiden andern Prinzen, und man ließ den Kadi hohlen, welcher, nachdem er von der Streitfrage hinreichend unterrichtet war, ihnen antwortete: „Meine Prinzen, bevor ich euch denjenigen anzeige, welcher die Edelgesteine entwendet hat, ersuche ich euch, mit Aufmerksamkeit die Geschichte anzuhören, welche ich euch erzählen will.“

Es war einmal ein junger Mensch, welcher ein Mädchen bis zur Ausschweifung liebte, von dem er wieder gelies-

bet war. Alle beide hegten keinen sehnsüchlichen Wunsch, als durch eine glückliche Heurath sich mit einander zu verbinden; aber die Verwandten des Mädchens hatten einen andern Plan mit ihr vor, versprachen sie an einen andern, und waren nahe daran, sie ihm zu geben, als sie eines Tages ihren Liebhaber antraf.

„Du weißt noch nicht, was vorgegangen ist,“ sagte sie ihm weinend, „Meine Eltern wollen mich an einen andern verheurathen, den ich niemals im Leben gesehen habe. Ich muß daher Verzicht auf die süße Hoffnung thun, jemals die deinige zu werden! Welches entsetzliche Schicksal!“

„Ach Königin meiner Seele!“ rief der verzweifelnde Liebhaber aus, „meine Sultanin, was sagst du mir da? Ist es möglich, daß man dich meinen glühenden Begierden entreißen will! O Himmel! was wird dann aus mir werden?“ Mit diesen Worten strömte

ten ihm die hellen Zähren aus den Augen, und alle beide brachen in laute Klagen über ihr widerwärtiges Schicksal aus.

Sie betrübten sich unter einander nur noch mehr. Aber unterdessen daß der Liebhaber nur daran dachte, seinem Schmerze nachzuhängen, war die Geliebte gütig genug, darüber nachzusinnen, auf welche Art sie ihn davon befreien könne. „Mäßige diesen lebhaften Kummer,“ sagte sie zu ihm, und ich gebe dir mein Wort, daß ich in der ersten Hochzeitsnacht, ehe ich mit meinem Gemahle zu Bette gehe, dir einen Besuch abstatte. Dies Versprechen tröstete den betrübten Liebhaber etwas, und er wartete mit größter Ungeduld auf diese schöne Nacht.

Die Eltern des Mädchens machten indeß alle Anstalten zur verabredeten Hochzeit, und verheuratheten ihre Tochter endlich mit dem Manne, dem sie dieselbe bestimmt hatten. Die Nacht

Kam heran, die Neuvermählten hatten sich schon in der Brautkammer eingeschlossen, und waren im Begriff sich niederzulegen, als der Bräutigam wahrnahm, daß seine neue Gattin bitterlich Thränen vergoß.

„Was hast du, Licht meiner Augen!“ sagte er ihr. „Warum weinst du so schmerzlich? wenn du einigen Widerwillen gegen mich hegst, warum hast du es mir nicht vorher erklärt? Ich würde mich niemals haben entschließen können, dich mit Gewalt zu meiner Gattin zu machen.“

Sie antwortete ihm, daß sie nicht den mindesten Widerwillen gegen ihn hege.

„Und warum betrübst du dich dann so außerordentlich?“ versetzte er. „Ich beschwöre dich, mir die Ursache deines Kummeres anzuvertrauen.“

Kurz er drang so sehr in sie, daß sie ihm zuletzt bekante, sie habe einen Liebhaber, aber nicht die Zärtliche

keit, welche sie für ihn im Herzen trage, sey der Gegenstand ihres Schmerzes und ihrer Thränen, sondern die Unmöglichkeit, in der sie sich sähe, das ihm gethane Versprechen zu halten.

Der Gatte war ein Mann von Verstand, und in sehr guter Laune. Er bewunderte die Einfalt seiner Frau, und sagte ihr: „Liebes Weib, deine Aufrichtigkeit gefällt mir so sehr, daß ich, anstatt dir über ein so unvorsichtiges Versprechen Vortwürfe zu machen, dir die Erlaubniß geben will, es zu erfüllen.“

„Wie?“ antwortete sie, höchlich erstaunt, „könntet ihr wirklich darin einwilligen, daß ich meinen Geliebten besuchte?“

„Ja,“ erwiderte er, „ich verlaube es dir, aber mit der Bedingung, daß du vor Tagesanbruch wieder zurück kommst, und mir dein Wort gibst, dich niemals wieder in ähnliche Verabredungen einzulassen.“

Sie schwur ihm daher, daß sie ihm in der Zukunft unverbrüchlich getreu seyn werde, wenn er ihr erlaubte, ihren Geliebten heute zum letztenmale zu sehen.

Diesem letzten Eide trauend, eröffnete der Ehemann selbst die Straßenthüre so leise als möglich, um keinem Hausgenossen etwas von diesem Abentheuer merken zu lassen, und die Dame entfernte sich in ihren Hochzeitskleidern, mit einer großen Menge von Diamanten und Perlen bedeckt.

Kaum war sie zwanzig Schritte fortgegangen, als sie einem Spizbuben begegnete, welcher, als er die Edelgesteine im Mondlichte einen blendenden Schein von sich geben sah, in der Freude seines Herzens ausrief: „O freundschaftliches Glück, wieviel bin ich dir nicht schuldig, daß du mir eine Gelegenheit darbietest, mich in einem Moment zu bereichern.“

Morgenl. Erzähl. B

Mit diesen Worten machte er sich auf die Dame zu, hielt sie an, und setzte sich in Bereitschaft sie rein auszuplündern; aber als er ihr bei dieser Gelegenheit näher ins Gesicht blickte, so kam sie ihm so reizend vor, daß er darüber erstaunt inne hielt.

„Was sehe ich?“, rief er aus. „Ist dies Wirklichkeit oder ein Traumbild, das mich irre führt? O Himmel! ist es möglich, so viele Reichthümer und Schönheiten zusammen zu finden? Was für Schätze! was für Reize! ich weiß gar nicht, womit ich zuerst anfangen soll. „Aber schöne Dame,“ setzte er hinzu, kann ich meinen bezauberten Augen wirklich trauen? Durch welchen Eigensinn des Zufalls trägt es sich zu, daß ein so schönes und so reich angekleidetes Frauenzimmer zu dieser Stunde allein in den Gassen umherstreicht!“

Die Dame erzählte ihm mit der größten Naivetät den ganzen Verlauf

der Sache. Der Spizbube hörte sie mit großer Aufmerksamkeit an. „Und wie, schöne Dame!“ brach er dann aus, „euer Gemahl hat für euch, und um eure Thränen aufzutrocknen, die Gefälligkeit gehabt, einem andern die reizendste aller Nächte abtreten zu wollen? In Wahrheit, dieser Zug ist sehr sonderbar. Ich trage izz Bedenken, sowohl eure Ehre als eure Edelgesteine anzugreifen, und erlaube euch, ungehindert euren Weg fortzusetzen. Ich will ein so außerordentlicher Räuber seyn, als euer Gemahl außerordentlich ist. Geht dann, und sucht euren glücklichen Liebhaber auf, selbst will ich euch die Hand geben und euch begleiten, weil ihr leicht auf einen andern Dieben stossen könntet, der weniger sonderbar wäre, als ich.“

Er nahm sie hierauf bei der Hand, und begleitete sie bis zum Hause ihres Geliebten, grüßte sie dann noch

elnmal, und entfernte sich.

Sie pochte an die Thür, man machte ihr auf, und sie begab sich zu ihrem Geliebten ins Schlafgemach. Dieser erstaunte, sie erscheinen zu sehen. „O mein theurer Geliebter,“ sagte sie ihm, „ich komme, um dir das gegebene Wort zu halten, denn heute habe ich mich verheurathen müssen.“

„Aber wie ist es möglich,“ rief der junge Mensch aus, „daß du dich den ungestümmen Begierden eines neu vermählten Gatten hast entziehen können? Mich dünkt, du hättest dich jetzt in seinen Armen befinden müssen.“

Die Dame antwortete ihm hierauf mit einem getreulichen Berichte von allem, was zwischen ihrem Gemahl und ihr selbst vorgegangen war.

Hierüber erstaunte der Liebhaber nicht weniger als der Dieb. „Ist es zu begreifen,“ sagte er, „daß dein Gemahl dich hat ein Versprechen erfüllen lassen wollen, welches ihn entehrt,

und daß er sich ein Glück entzieht, von dem allein der Gedanke ihn hat in Entzücken setzen müssen!"

„Ja, mein theurer Geliebter,“ antwortete sie, „er willigt darinn ein, daß ich deine Begierden befriedige, um mein gegebenes Wort auszulösen. Aber nicht nur allein ihm bist du dafür verbunden, sondern auch einem Räuber, welchen ich auf dem Wege hieher antraf.“ Hiermit erzählte sie ihm den ganzen Verlauf ihrer Unterhaltung mit dem Diebe.

Dies verdoppelte des Liebhabers Erstaunen. „Kann ich allen diesen Wundern Glauben beimessen?“ rief er. „Ein Ehemann hat soviel Güte, einen solchen Schritt zu erlauben? Ein Räuber ist so großmüthig, eine Gelegenheit aus den Händen zu lassen, schöner als der Zufall vielleicht jemals ihm wieder zuführen wird? Diese Begebenheit ist ohne Zweifel ganz neu in ihrer Art, und verdiente aufgeschrieben zu

werden; alle zukünftigen Jahrhunderte würden sie bewundern müssen. Aber um das Erstaunen der Nachwelt noch zu vergrößern, so will auch ich das Beispiel des Räubers und Ehemannes nachahmen. Ich gebe dir daher dein verpfändetes Wort zurück, schöne Dame, und bitte dich, mir zu erlauben, daß ich dich nach Hause zurückbegleite.“

Hiermit reichte er ihr die Hand, und führte sie bis zur Hausthür ihres Gemahls. Die Dame empfahl sich ihm hier, und der Liebhaber entfernte sich.

„Ist sagt mir, meine Prinzen,“ fuhr der Kadi von Kairo fort, „wen unter diesen dreien haltet ihr für den großmüthigsten; den Ehemann, den Dieben, oder den Liebhaber?“

Der älteste von den Prinzen antz

wortete ihm, daß er am meisten den
Ehemann, der zweite, daß er am meis-
ten den Liebhaber bewundere.

„Und ihr,“ fuhr der Kadi zum
jüngsten fort, welcher ein tiefes Still-
schweigen beobachtete, „welcher Meinung
sind ihr?“

„Mich dünkt,“ brach dieser aus,
„daß der Dieb die meiste Bewunderung
verdiene. Ich begreife nicht, wie er den
Reizen der Dame und ihren Edelge-
steinen widerstanden habe. Die Dia-
manten, womit sie bedeckt war, muß-
ten nothwendig alle seine Begierden in
Aufruhr setzen.“

„Prinz,“ antwortete der Kadi,
indem er ihm starr ins Auge blickte,
„ihr bewundert die Gewalt, womit
der Räuber sich selbst beherrschte, zu
sehr, um euch nicht in Verdacht zu
bringen, daß ihr die Schachtel mit
Edelgesteinen, von welcher die Rede ist,
entwendet habt. Ihr entdeckt euch
ganz von selbst. Gesteht es nur, und

laßt euch keine übelangebrachte Scham davon abhalten. Wenn ihr schwach genug gewesen seyd, den Eingebungen eurer Habsucht Gehör zu geben, so könnt ihr izt dies Vergehen, mit einem herzmüthigen Geständnisse wieder gut machen.“

Der Prinz erröthete hierüber, gieng in sich selbst, und bekannte die Wahrheit.

Der Wassereimer.

1810 H.

Mentis gratissimus error

Horat.

Der Wassereimer.

Ein Sultan von Egypten, der den Müßiggang weniger als alle seines Gleichen liebte, versammelte die weisesten und gelehrtesten Männer seines Reiches um sich her, zog sie sehr oft an seine Tafel, und fand kein größeres Vergnügen, als sie über Streitfragen, welche er aufwarf, entscheiden zu lassen. Nie sind zwei Gelehrte in der Welt über einen Gegenstand ganz einstimmig gewesen. Viel weniger aber sind es diejenigen, welche Ansprüche auf Gelehrsamkeit machen. Man kann sich daher denken, wie eifrig an der Tafel des Sultans gestritten wurde. Dieser hatte aber das beste aller Talente, aus jedem etwas gutes und belehrendes für sich selbst ziehen zu können.

nen.

Einſt fiel das Geſpräch auf die Stelle des Alkorans, wo Mahomet erzählt, daß ihn ein Engel aus ſeinem Bette erhoben, ihm die ſieben Himmel und alle Merkwürdigkeiten des Paradieses und der Hölle gezeigt habe, und daß er, nachdem er achtzig tauſend Konferenzen mit Gott gehabt habe, von dem nemlichen Engel wieder in ſein Bett zurück gebracht wurde. Dies alles war in einem ſo kurzen Zeitraume vor ſich gegangen, daß Mahomet bei ſeiner Zurückkunft das Bette noch warm, und ein Gefäß mit Waſſer, daß er bei ſeiner Abfahrt umgeſtoßen hatte, kaum halbausgelaufen fand.

Der Sultan behauptete ſteif und feſt, dies ſey eine völlige Unmöglichkeit. „Ihr andern gebt vor,“ ſetzte er hinzu, „daß es ſieben Himmel gebe, daß zwiſchen einem jeden derſelben eine Weiſte von einer fünfshundertjährigen Reiſe enthalten ſey, und daß alle Himmel

nicht weniger als denselben Raum fassen. Wie ist es nun möglich, daß Mahomet nach einer Fahrt durch alle diese Himmel, und achtzigtausend Konferenzen mit Gott, noch sein Bette warm, und das Wasser im Gefäße nur halbverschüttet antreffen konnte. Man muß eben so kindisch und abgeschmackt als diese Fabel seyn, um ihr Glauben beimessen zu können.“

Die Doktoren antworteten, dies könne sich freilich auf keine Weise natürlich erklären. Der göttlichen Allmacht sey aber alles möglich. Der Sultan indeß, ein philosophischer Kopf, lachte sie mit ihrem Uberglauben aus, behauptete, daß wenn man auch nicht alles verwerfen müsse, was man nicht sogleich begreifen könne, doch nichts von dem zu glauben sey, was dem gesunden Menscheninne geradezu widerstreite, und entließ so die Gesellschaft.

Dieser Streit machte ein großes Aufsehen in Egypten, und kam ende

lich dem berühmten Scheik Beheddin zu Ohren, welcher, einer Unpäßlichkeit wegen, jener Versammlung nicht hatte beiwohnen können. Da er mit dem Sultane auf dem freundschaftlichsten Fuße stand, so begab er sich am andern Tage in den Pallast, und ließ sich ihm anmelden.

Der Sultan eilte ihm auf diese Nachricht sogleich in Person entgegen, führte ihn bei der Hand in einen prächtigen Saal, ließ ihn neben sich auf einem Sopha niedersitzen, und sagte: „Es war gar nicht nöthig, lieber Scheik, daß ihr euch selbst zu mir bemühtet; ihr durftet nur einen eurer Sklaven schicken, um mir eure Wünsche wissen zu lassen.“

„Ich komme persönlich, gnädiger Herr,“ antwortete jener, „um mit Eurer Majestät ein wenig schwätzen zu können.“

Der Sultan, welcher den Scheik, so wie alle Kaballisten des Morgenlan-

des sehr stolz kannte, überhäufte ihn hierauf mit tausend Liebkosungen und Ehrenbezeugungen.

Da das Zimmer, in dem sie sich befanden, nur durch eine schmale Gallerie mit dem übrigen Pallaste zusammenhieng, so hatte es vier Fenster in seinen vier verschiedenen Mauern. Der Scheik ersuchte den Monarchen, sie zu machen zu lassen, und nachdem dies geschehen war, setzten sie beide noch eine Zeitlang ihr gleichgültiges Gespräch fort.

Hierauf ließ der Doktor eins von diesen Fenstern wieder eröffnen, welches einen Berg, Namens Zeldaphi, das ist, rothes Gebirge im Gesicht hatte, und bat den Sultan, daß er hinsehen möchte. Der Monarch stellte sich daran, und erblickte die ganze Anhöhe so wie das ganze Thal mit Soldaten bedeckt, welche mit Bogen, Wurffspießen und glänzenden Schildern bewaffnet waren. Ein anderer Theil war zu

Pferde, hatte den bloßen Säbel in der Faust, und sprengte in vollem Galop auf den Pallast zu.

Der Monarch ward todtenbleich bei diesem Anblick, schlug in der Angst das Fenster zu, um nichts mehr zu sehen, rang die Hände, und schrie: O Himmel! was für eine entsetzliche Armee!

„Seyd nicht bange! antwortete jener ganz kalt, „dies alles ist nichts!“

Der Monarch wollte sich nicht trösten lassen, sondern riß das Fenster noch einmal auf; aber fand weder Fußgänger noch Reuter, weder in der Ebene noch auf dem Gebirge.

Ein anderes Fenster gieng auf die Stadt zu, der Doktor ließ es eröffnen, und man erblickte ganz Kairo in Feuer und Flamme, welche bis zu den Wolken hinaufstiegen. Eine große Rauchwolke war dem Fenster so nahe, daß sie den Monarchen ersticken zu wollen schien. Dieser schlug es erschrocken zu,

und rief: O Allah! Meine Stadt, meine schöne Stadt in der Asche!"

„Send nicht bange, gnädiger Herr,“ erwiderte der Scheik mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit. Dies alles ist nichts!"

Er ließ hierauf das Fenster von neuem eröffnen, und man bemerkte keine Spur von dem vorigen Feuer.

Der Doktor machte endlich das dritte Fenster auf, von dem man den Nil erblickte, welcher eben über seine Ufer getreten war, seine Dämme zerrissen hatte, und mit drückenden Wogen bis zu dem Fuße des Pallastes heranstürmte. Die Verwüstung war entsetzlich. Trümmer, Bäume, halbe Häuser, Menschen und Thiere schwammen auf den empörten Fluten in einer gräßlichen Mischung.

Ob der Monarch gleich von den vorhergegangenen Erscheinungen hätte eines bessern belehrt werden können, so

Morgens. Erzähl. C

setzte ihn dies neue Wunder doch wieder in Schrecken. Er schrie wie verzweifelnd: „Alles ist verloren! diese unbegreifliche Uberschwemmung muß mich mit allen meinen Unterthanen in den Fluten begraben.“

„Send nicht bange,“ sagte jener von neuem, „Dies alles ist nichts!“

Und in der That hatte der Doktor das Fenster kaum zugemacht, und wieder eröffnet, als man den Nil auch wieder in seinem gewöhnlichen Ufer ruhig seine sanften Wogen fortwälzen sah.

Eben so ließ er das vierte Fenster aufschließen, welches eine dürre Wüste beherrschte. So sehr der Monarch über die vorhergegangenen Erscheinungen hatte erstaunen müssen, so viel Vergnügen machte ihm diese neue. Seine Blicke, sonst hier nur eine dürre Sandebne und verbrannte Klippen zu finden gewohnt, verlohren sich igt in eine grenzenlose Ausdehnung blühender

Gärten und der reizendsten Weinberge. Man hörte aus der Ferne kleine Bäche mit leisem Gemurmel niederwallen, Sangvögel schlugen aus den beladenen Fruchtbäumen, und der Nil, welcher sich wohlküstig in seinem Bette hier länger als gewöhnlich verweilen zu wollen schien, benezte mit den hellen Fluten Rosen- und Jasminbüsche, die sich in düftenden Kränzen an seinen Ufern verschlangen. Die fächelnde Luft trug ihre süßen Gerüche heran, und der Monarch, der in den Garten von Eram *) versetzt zu seyn glaubte, verlor sich mit allen Sinnen in diese zauberische Schöpfung.

„Ach! was für eine Veränderung: rief er in seiner entzückten Träumerei aus. „Welche Gärten! welch ein himmlischer Aufenthalt!

„Freuet euch nicht so sehr darüber, gnädiger Herr,“ unterbrach ihn

E 2

*) Das irdische Paradies.

aber jener wieder, „denn dies alles ist nichts!“

Er lehnte das Fenster alsdann zu, eröffnete es von neuem, und die ganze lächelnde Schöpfung war in ihr erstes Nichts zurückgesunken.

„Ja, gnädiger Herr,“ sagte hierauf der Scheik, „ich habe euch viele Wunderdinge gezeigt, aber dies alles ist sehr wenig in Vergleichung mit dem, was ich Eurer Majestät izt sehen lassen will. Gebt izt Befehl, daß man einen Eimer mit Wasser herbeibringe!“

Der Monarch gab einem seiner Offiziere einen Wink, und als sich das Gefäß mit Wasser bei ihnen im Zimmer befand, sagte der Doktor zum Sultan: „Erlaubt, daß man euch ganz nackend auskleide, und euren Leib mit einem Tuche umgürte.“ Wie der Monarch sich dazu verstanden hatte, setzte der Scheik endlich hinzu: „Taucht izt den Kopf in das Gefäß, gnädiger Herr, und zieht ihn geschwind wieder

zurück!“

Der Sultan steckte den Kopf hierauf ins Wasser, und befand sich auch im nemlichen Augenblicke am Fuße eines Gebirges. Dieses unerhörte Wunder setzte ihn mehr als alles vorhergehende in Erstaunen.

„Ach Doktor! verrätherischer Doktor!“ schrie er vor Zorn außer sich, „du hast mich schändlich betrogen. Wenn ich jemals wieder nach Egypten zurückkomme, woraus du mich durch deine grausame und abscheuliche Kunst vertrieben hast, so schwöre ich dir bei meinem Leben, sollst du mir diesen Streich theuer bezahlen. Möge dich der Himmel dafür auf das elendeste untkommen lassen!“

Er fuhr so eine Zeitlang in seinen Flüchen und Verwünschungen gegen den armen Doktor fort. Da er aber in Ueberlegung zu ziehen begann, daß seine Klagen und Drohungen ganz unnütz wären, ergrif er frischen Muthes sei-

nen Entschluß, und machte sich auf einige Personen zu, welche er in der Ferne Holzspalten sah, doch sich fest vornehmend, seinen Stand verborgen zu halten. „Denn,“ dachte er bei sich selbst, „wenn ich ihnen auch entdeckte, daß ich ein König sey, so würden sie mir nicht glauben, und mich vielleicht selbst für närrisch ansehen.“

Die Holzhauer auf dem Gebirge fragten ihn indeß, wer er sey? — „D guten Leute,“ antwortete er ihnen, „ich bin ein Kaufmann, habe izt Schiffbruch gelitten, und mein Leben kümmerlich auf einem Brette gerettet: ich entdeckte euch aus der Ferne, und komme izt, euer Mitleiden anzuflehen. Der Zustand, in dem ihr mich sehet, muß euch nothwendig rühren.“

Und in der That machte er auch Eindruck auf diejenigen, welche er angeredet hatte, aber sie befanden sich selbst in einem zu großen Elende, um ihn unterstützen zu können. Indes tha-

ten sie, was sie nur konnten. Einer von ihnen gab ihm einen abgenützten Kittel, ein anderer ein Paar alte Schuhe, und wie sie ihn in den Stand gesetzt hatten, mit Ehren in ihrer hinter dem Gebirge liegenden Stadt erscheinen zu können, so führten sie ihn dahin. Als sie aber daselbst mit ihm angelangt waren, nahmen sie von ihm sämtlich auf das höflichste Abschied, überließen ihn der Vorsorge des Himmels, und ein jeder zog sich in sein Haus zurück.

So blieb der Sultan allein. So viel natürliche Neugierde er auch haben mochte, ihm so fremdartige Gegenstände genauer kennen zu lernen, so beschäftigte ihn sein Abenteuer doch zu sehr, als daß er sich dazu hätte Zeit nehmen sollen.

Er schritt durch die Straße, ohne zu wissen, was er zu thun habe, und starrte alle vorübergehenden an, ohne einen einzigen von ihnen zu sehen.

Zuletzt suchte er ermattet nach ei-

nem Orte, um sich auszuruhen, und stand an der Werkstadt eines alten Hufschmiedes still, welcher aus seinem schlafenden Gange auf seine außerordentliche Mattigkeit schloß, und ihn einladete, zu ihm hereinzutreten. Der Sultan nahm das Anerbieten mit frohem Herzen an, und setzte sich auf eine dicht an der Thür befindliche Bank nieder.

„O junger Mensch,“ redete ihn der Greis an, „darf ich euch fragen, was ihr für eine Profession habt, und wie ihr hieher gekommen seid?“

Der Sultan gab ihm hierauf die nemliche Antwort, als er den Holzhauern gegeben hatte. „Alsdann,“ setzte er hinzu, „begegnete ich einigen guten Leuten, welche auf dem Gebirge Holz fällten, ich erzählte ihnen mein Unglück, und sie waren so mitleidig, mir diesen Kittel, und diese alten Schuhe zu geben.“

„Ich freue mich,“ antwortete der Hufschmidt, „daß ihr nur aus dem

Schiffbrüche das Leben gerettet habt, trösteteuch über den Verlust eurer Güter, ihr seyd noch jung, und macht vielleicht euer Glück in dieser Stadt, wo die Gebräuche einen Fremden, der sich darinn niederlassen will, außerordentlich begünstigen. Oder habt ihr einen anderen Plan?“

„Verzeiht mir,“ erwiederte der Sultan, „ich wünsche nichts anderes, als mich hier ansäßig zu machen, wenn sich dies nur einigermaßen zu meinem Vortheile thun läßt.“

„Gut dann,“ fuhr der andere fort, „folgt dem Rathe, welchen ich euch izt geben will. Geht sogleich zum öffentlichen Bade der Frauenzimmer, bleibt an der Thür stehn, und fragt eine jede, welche herauskömmt, ob sie verheurathet sey? Die erste Ledige, welche ihr antreft, ist dem Gebrauche dieses Landes gemäß, eure Frau.“

Der Sultan, entschlossen dem Rathe des Greises Folge zu leisten, nahm

von ihm Abschied, und gieng auf die Thüre des öffentlichen Badhauses zu, welches ihm jener noch angezeigt hatte, und wo er sich auf einer steinernen Bank niederließ. Wenige Zeit verstrich, als er eine Dame von einer wundersamen Schönheit heraustreten sah.

„O wie glücklich würde ich nicht seyn,“ sagte er bei diesem Anblicke zu sich selbst, „wenn dies liebenswürdige Geschöpf noch nicht verheurathet wäre! Ihr Besitz würde mich über alle meine Unfälle trösten.“

Er hielt sie daher an, und sagte: „Meine schöne Dame, send ihr verheurathet?“

„Ich bin es,“ antwortete sie.

„Sehr übel!“ versetzte der König, „denn ihr hättet mir ausnehmend angestanden.“

Die Dame setzte hierauf ihren Weg fort, und plötzlich kam ein Frauenzimmer von einer schauderhaften Häßlichkeit zum Vorscheine. Der Sultan zic-

terte bei dieser Erscheinung an allen Gliedern.

„O Gott! was für ein scheuslicher Gegenstand!“ sagte er zu sich selbst, „lieber will ich doch tausendmal vor Hunger umkommen, als mich mit solchem Ungeheuer zusammenketten. Ich will sie vorbeigehen lassen, ohne sie weiter zu fragen, ob sie verheurathet ist, aus Furcht es verneinen zu hören. Indes hat mir der alte Hufschmidt gesagt, daß ich an jede die nemliche Frage zu thun habe. So ist wahrscheinlich die Vorschrift, und ich muß ihr Folge leisten. Wer weiß, ob sie nicht schon einen Mann hat! wahrscheinlich wird sie irgend einem armen Fremden zu Theil geworden seyn, den das Unglück so wie mich hieher geführt hat.“

Nach vielem Besinnen entschloß der König sich endlich, sie zu befragen. Sie antwortete, gleich der ersten, mit Ja! der Monarch empfand hierüber so viel Vergnügen, als ihm die Antwort der

ersten Verdruß gemacht hatte.

Hierauf erschien eine andere Dame, eben so häßlich als die zweite. „O guter Gott! rief der Sultan, sobald er ihrer ansichtig wurde. „Eine immer scheußlicher als die andere! Indes gleichviel, ich habe angefangen, und muß nun auch enden!“ Wenn diese hier schon verheurathet ist, so muß ich gestehen, daß es Männer gebe, die mehr zu bedauern als ich sind.“

Er näherte sich ihr daher, und sagte zitternd: „Schöne Dame, seyd ihr verheurathet?“

„Ja, junger Mensch,“ gab sie zur Antwort, ohne sich weiter aufzuhalten.

„Es macht mir Vergnügen,“ setzte der Sultan hinzu. „Was für ein großes Glück für mich, den Klauen dieser beiden Scheusale entgangen zu seyn! Indes haben noch nicht alle Frauenzimmer das Bad verlassen, wer weiß, was mir darunter noch aufbehalten ist,

und ob ich beim Tausche nicht mehr gewonnen, als verlohren hätte.“

Er erwartete jeden Augenblick eine andere herauskommen zu sehen, die noch ungeheurer als die beiden letzten wäre, als eine junge Dame erschien, welche an Schönheit die erste von ihm bewunderte noch weit übertraf.

„Was für ein Abstand zwischen dieser und den beiden letztern! Tag und Nacht sind sich weniger ungleich.“

Er trat ihr daher mit großem Eifer in den Weg, und sagte: „Liebenswürdige Dame, send ihr verheuraethet?“

Sie antwortete ihm mit Nein! indem sie ihn mit eben so viel Stolz als Aufmerksamkeit ansah. Hierauf gieng sie ihren Weg fort, schien sich um den Monarchen nicht weiter bekümmern zu wollen, und ließ ihn in der größten Bestürzung zurück.

„Was soll ich hievon denken! sag-

te er zu sich selbst, „Wenn es nach den Gesetzen dieses Landes geht, und diese Dame meine Frau werden muß, warum hat sie sich denn so eilig von mir entfernt? Und warum legte sie so vielen Stolz und Unwillen in ihre Miene? Sie blickte mich von Kopf bis auf die Fußsolen an, und ich nahm in ihrem Gesichte nur zu deutliche Spuren von Verachtung wahr. Sie hat indeß gar nicht Unrecht; man muß ihr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieser abgetragene und durchlöcherete Kittel kann meine Gestalt wohl schwerlich in ein vortheilhaftes Licht setzen, und eine Dame ihrer Art zu meinem Vortheile einnehmen. Ich verzeihe ihr, wenn ich daran denke, daß sie ihr Glück hätte besser machen können.“

Indem er sich in diese Betrachtungen vertiefte, kam ein Sklav auf ihn zu, und sagte: „Mein Herr, ich suche einen Fremden in zerrissenen Kleidern, und dem Anscheine nach, send

ihr dieser. Nehmt euch daher die Mühe, wenn es euch gefällig ist, mir zu folgen; ich soll euch an einen Ort führen, wo man eurer mit großer Ungeduld harret.“

Der Sultan folgte dem Sklaven auf dem Fuße nach. Man führte ihn in einen weitläufigen Pallast, und ließ ihn in ein prächtiges und reichgeziertes Zimmer treten. Hier blieb er zwei Stunden lang, ohne weiter einer Menschenseele ansichtig zu werden, den Sklaven allein ausgenommen, welcher von Zeit zu Zeit hereinkam, und ihn bat nicht ungeduldig zu werden.

Endlich erschienen vier sehr reichgekleidete Damen, welche eine andere fünfte begleiteten, mit Edelsteinen ganz überdeckt, aber noch mehr durch ihre natürlichen Reize sich auszeichnend. Kaum sah sie der Sultan erscheinen, als er sie für das Frauenzimmer erkannte, welches er zuletzt aus dem Baa-de hatte herauskommen sehen.

Sie näherte sich ihm mit einer sanften und lächelnden Miene, und sagte: „Verzeiht mir, wenn ich euch habe ein wenig warten lassen, ich habe vor meinem Herrn nicht anders als geschmückt erscheinen wollen. Ihr besinnet euch in eurem eigenen Hause, und alles was ihr hier sehet, ist euer Eigenthum. ihr seyd mein Gemahl, und habt nur mich eure Befehle wissen zu lassen. Ich bin bereit, euch in allem einen unbedingten Gehorsam zu leisten.“

„Meine schöne Dame,“ antwortete ihr der Sultan, „nur vor wenigen Augenblicken erst beklagte ich mein übles Geschick. Jetzt bin ich unter allen Sterblichen bei weitem der glücklichste. Aber da ich zu eurem Gemahl bestimmt war, warum habt ihr mich denn im Anfange mit so vielem Stolze begegnet? Ich glaubte, mein Neuzug habe eure Augen beleidigt, und um euch die Wahrheit zu gestehen, ich

mußte euch dafür in meinem Herzen
Recht geben.“

„Mein Herr,“ antwortete die Da-
me, „ich hatte dies ganz eigentlich zur
Absicht. Die Frauenzimmer dieser Stadt
sind gezwungen, sich öffentlich strenge
zu zeigen, dafür wissen sie sich aber im
Geheimen zu entschädigen.“

„Desto besser,“ versetzte der Sul-
tan, „sie werden dann um so ange-
nehmer seyn. Aber weil ich dann hier
Herr vom Hause bin, so will ich mei-
ne kleine Herrschaft damit auszuüben
beginnen, daß ich befehle, einen Schnei-
der und einen Schuster kommen zu lassen.
Denn ich schäme mich, vor euch mit
diesen alten Schuhen und in diesem
zerlumpten Kleide zu erscheinen, wel-
che dem Range, den ich bis igt be-
hauptet habe, sehr wenig angemessen
sind.“

„Ich habe dafür schon in voraus
Sorge getragen,“ antwortete die Da-

Morgenl. Erzähl. D

me,“ und zu einem Juden geschickt, welcher ganz fertige Kleidungsstücke verkauft, und euch ganz nach euren Gefallen bedienen wird. Indes komme mit mir, einige Erfrischungen zu euch zu nehmen.“

Mit diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand, und führte ihn in einen Saal, wo sich eine mit Früchten und Konjekten aller Art reich besetzte Tafel befand. Sie setzten sich beide zusammen daran nieder, und während daß sie speisten, standen die vier andern Frauenzimmer hinter ihnen, warteten ihnen auf, und sangen einige Lieder des Dichters Buba Sadi. Gleichfalls spielten sie mehrere Instrumente; auch ihre Gebieterin ließ sich nachher eine Laute reichen, womit sie ihre Stimme begleitete, und entzückte den Sultan völlig durch ihren Gesang und ihr Spiel.

Dies Konzert ward von der Ankunft des jüdischen Kaufmanns unterbrochen, welcher nebst einigen jungen

Leuten in den Saal trat, die eine Menge von Kleidern trugen. Sie waren von mancherlei Farben, man besah sie alle nach der Reihe, und wählte endlich eine Weste von weißem Atlas mit goldenen Blumen, und ein Kleid von violettem Tuche. Auch wählte man die übrigen Stücke hierzu passend aus.

Nachdem sich der Jude entfernt hatte, bewunderte und lobte die Dame des Sultans einnehmende Gestalt, und wünschte sich Glück zu einem so schönen Gemahle, so wie dieser von den Reizen seiner neuen Gattin vollkommen bezaubert war.

Er lebte sieben Jahre lang mit dieser Dame zusammen, und hatte von ihr sieben Söhne und sieben Töchter. Da sie aber alle beide den Aufwand gleichmäßig liebten, und an nichts andres als Schmausereien und Wohlleben dachten, so trug es sich zu, daß sie in dieser Zeit die ganze Mitgift

durchgebracht hatten. Sie sahen sich hierauf genöthigt, ihre Sklaven, Kostbarkeiten, und selbst ein Stück Hausgeräth nach dem andern zu verkaufen, um sich nur nothdürftig durchzubringen; und da die Gemahlin des Sultans sich so im äußersten Elende sahe, machte sie dem Monarchen die bittersten Vorwürfe, und sagte: „Ich hatte große Güter, ihr habt damit nichts hausgehalten, sondern habt sie im Müßiggange und in der Schwelgerei durchgebracht. Es ist daher eure Sache, auf den Unterhalt eurer Familie zu denken.“

Dem Könige erweckten diese Worte ein großes Herzeleid, und er eilte seinen alten Freund, den Hufschmidt aufzusuchen und um Rath zu fragen. „O mein guter Vater,“ sagte er ihm, „ihr seht mich izt in weit elenderen Umständen, als bei unserer ersten Bekantschaft, als ich eben in dieser Stadt angelangt war. Iz habe ich ein Weib,

vierzehn Kinder und kein Brod für sie.“
 „Wißt ihr durchaus gar kein
 Handwerk, junger Mensch?“ antwor-
 tete ihm der Greis. Und da es der
 Sultan verneinte, so holte er zwei Affe*
 aus der Tasche hervor, und sagte:
 „Eilt, euch hiermit einige Stricke zu
 kaufen, und stellt euch damit auf dem
 Markte unter die Lastträger.“

Der Sultan gieng hin, um die
 Stricke zu kaufen, und begab sich da-
 mit an den ihm angewiesenen Ort.
 Kaum war er daselbst angekommen, so
 näherte sich ihm auch ein Mensch, und
 fragte ihn, ob er eine Last tragen wol-
 le? — der Sultan erwiederte, daß er
 nur deswegen da sey. Hierauf ward
 er von jenem mit einem großen Sacke
 beladen, den er mit aller Anstrengung
 kaum fortschleppen konnte, und wovon
 ihm die Stricke in die Schultern schnit-
 ten. Er erhielt dafür seinen Lohn, wel-
 cher in einem Affe bestand, den er nach
 * Ohngefähr sechs Pfennige.

Hause brachte. Seine Frau sagte ihm aber, daß wenn er nicht alle Tage zehnmal soviel gewönne, seine ganze Familie bald Hungers sterben müsse.

Am folgenden Tage begab sich der Monarch, vor Kummer halb außer sich, anstatt auf den Markt, ans Gestade des Meeres, in tiefe Betrachtungen über sein Elend versenkt. Er blickte mit Aufmerksamkeit den Ort an, wo er sich unversehens vermittelst der Kunst des Scheik Beheddin befunden hatte.

Wie er so alle Umstände seines seltsamen und unglücklichen Abentheurers wieder ins Gedächtnis zurückrief, so konnte er die Thränen nicht zurückhalten, und brach in einen Strom von Bermanuschungen gegen den heillosen Zauberer aus. Da er sich aber allmählig wieder beruhigte, so fiel ihm ein, daß die Zeit zur Abwaschung vorhanden sey, und tauchte daher den Kopf ins Wasser; doch als er ihn wieder herauszog, wie groß war sein Erstaunen, sich

vor dem Bassereimer, mitten unter seinen Offizieren, und in seinem Pallaste wiederzufinden!

„O grausamer Doktor!“ schrie er als er den Scheit Beheddin noch in der nämlichen Stellung antraf, worin er ihn zurückgelassen hatte, „fürchtest du nicht die Strafe des Himmels für deine Vermessenheit, deinen Sultan und Herrn so zu behandeln!“

„Gnädigster Herr,“ antwortete fener, „was für einen Grund hat der Zorn eurer Majestät gegen mich! In diesem Augenblicke habt ihr den Kopf in diesem Gefäß untergetaucht, und auch sogleich wieder zurückgezogen. Wenn ihr mir dies nicht glauben wollt, so habt ihr nur eure Offiziere darum zu befragen, welche meine Zeugen sind.“

Alle Anwesenden riefen einstimmig, der Doktor sage die Wahrheit. Aber der Sultan wollte von dem einen so wenig als von dem andern wissen, und sagte: Ihr seid alle Betrüger und Täu-

genichte, es sind heute sieben Jahre, daß dieser verdamnte Doktor mich in einem fremden Lande vermittelst seiner Zauberei festgehalten hat. Ich habe mich während dieser Zeit daselbst verheurathet, und sieben Söhne und sieben Töchter gezeugt. Ich beklage mich hierüber nicht so sehr als darüber, daß ich gezwungen gewesen bin, den Lastträger zu machen. Ach! schändlicher Scheiß, hast du dich wirklich entschließen können, mich Lasten an einem Stricke tragen zu lassen.“

„Gut denn, gnädiger Herr,“ antwortete der Doktor hierauf, „welch ihr meinen Worten keinen Glauben beimessen wollt, so will ich euch mit meinen Handlungen zu überzeugen versuchen.“

Mit diesen Worten kleidete er sich aus, wand sich ein Tuch um den Leib, und steckte den Kopf in den Eimer. Während daß er sich so mit dem Schädel unterm Wasser befand, erinnerte sich

der Sultan, der immer noch auf ihn ergrimmt war, seines Schwures, ihn zu bestrafen, wenn er jemals wieder nach Egypten zurückkehren sollte, und ergrif einen Säbel, dem armen Doctor den Kopf im Augenblicke abzuschlagen, daß er damit aus dem Wasser wieder zum Vorschein kommen würde.

Aber dem Scheik war des Sultans Vorhaben, vermöge der Wissenschaft *Me k a c h e f a** bekannt, und vermöge der Kunst *Al g a i l*** verschwand er un- plözlich, und begab sich in die Stadt Damaskus, von wo aus er an den Sultan von Egypten einen Brief schrieb, der folgende Worte enthielt.

„O Monarch, wisset, daß ihr und ich arme Knechte Gottes sind. In der Zeit, daß ihr euren Kopf im Eimer untertauchtet, habt ihr eine Reise von sieben Jahren gemacht, ein Weib

* Durch welche man die allergerheimsten Gedanken der Menschen erräth.

** Die Kunst, sich unsichtbar zu machen.

genommen, mit ihr vierzehn Kinder gezeugt, sehr viel ausgestanden, selbst den Lastträger gemacht; und doch wollt ihr nicht glauben, daß Mahomet unser Prophet, sein Bette noch warm und sein Trinkglas nur zur Hälfte ausgelaufen gefunden habe, als er von seiner Reise durch die sieben Himmel zurückkehrte? Wisset, daß demjenigen kein Ding unmöglich seyn kann, welcher den Himmel aus nichts, und die Erde durch das bloße Wort: Es werde! geschaffen hat!"

Der Sultan von Egypten fieng nach Lesung dieses Briefes an, ihm mehr Glauben beizumessen, aber dies verminderte den Grimm gegen den Scheik um nichts weiter. Er schrieb daher an den König von Damaskus, daß er diesen treulosen Doktor doch in Verhaft nehmen, ihn umbringen lassen, und ihm seinen Kopf zusenden möchte.

Der König von Damaskus, des Sultans guter Freund, nahm an dem

Verdrüßte desselben einen lebhaften Antheil, und that alles mögliche, seinen Wunsch zu erfüllen. Da er hörte, daß der Scheik sich in einer ohnweit der Stadt gelegenen Grotte aufhalte, so schickte er seine Capigi oder Leibgarde mit dem Befehle dahin, sich des Scheiks zu versichern und denselben zu ihm zu führen.

Die Capigi machten sich auf, in der Ueberzeugung, ihren Auftrag mit sehr großer Leichtigkeit ausführen zu können, aber waren nicht wenig erstaunt, den Eingang der Höhle von einem unabsehbaren Heere von Soldaten vertheidigt zu finden, welche sämtlich wohlgerüstet waren, und Schild, Säbel und Lanze trugen.

Sie kehrten daher sehr eilends zu ihrem Monarchen zurück, und erzählten das was sie gesehen hatten. Ueber diesen Widerstand höchst aufgebracht, versammelte der Sultan einen Haufen von andern Truppen, und mach-

te sich in Person auf den Weg, um den Doktor zu belagern, welcher ihm seinerseits eine so sehr überlegene Armee entgegenstellte, daß der Fürst sich erschrocken zurückzog.

Von dem üblen Ausgange seines Unternehmens empfindlich beleidigt, und festen Entschlusses, sich nicht überwältigen zu lassen, rief er seine Beziere zusammen, und befragte sie, was unter so kritischen Umständen zu thun sey. Diese antworteten ihm, daß, soviel Macht er auch besitze, doch keine Hoffnung vorhanden sey, einen Mann überwinden zu können, der sich mit solchen Künsten vertheidige.

„Aber, gnädiger Herr,“ sagte der ältere Bezier hinzu, „wenn ihr euch des Scheiks bemächtigen wollt, so schickt zu ihm, und laßt ihm sagen, daß ihr mit ihm Frieden machen wolltet. Nehmt einige der schönsten Sklavinnen aus eurem Serail, und macht ihm ein Geschenk, aber knüpft diesen Mädchen

fest ein, daß sie den Doktor auslauern sollen, ob er nicht irgend eine Zeit oder Schwäche habe, wo er keine Wunder verrichten könne.“

Der König gab diesem Rathe seinen ganzen Beifall, verstellte sich, und ließ dem Scheik seine Freundschaft anbieten, indem er ihm zugleich ein Geschenk mit einigen Sklavinnen von einer außerordentlichen Schönheit machte. Der Doktor bildete sich auch wirklich ein, den König habe es gerührt, ihn so ungerechterweise verfolgt zu haben. Er gieng ins Netz, nahm die Sklavinnen an, und verliebte sich bis zum Unsinne in eine von denselben.

Sobald dies schlaue Mädchen die Heftigkeit seiner Leidenschaft wahrnahm, sagte es zu ihm: „Scheik! ihr wißt daß ich euch liebe, aber ich habe eine kleine weibliche Neugierde, welche ihr mir befriedigen müßt, wenn ihr meine Zärtlichkeit wirklich erwidert. Ich möchte wissen, ob ihr zu jeder Stunde gleich-

mäßig eure Wunder verrichten könnt, oder ob ihr eine Zeit habt, in der eure Bemühungen fruchtlos sind?"

„Meine schöne Dame,“ antwortete jener, „ich ersuche euch, mir keine solche Frage zu thun. Laßt uns an nichts weiter denken, als uns recht von Herzen lustig zu machen. Es kann euch sehr gleichgültig seyn, einen Bescheid auf diese Frage zu erhalten.“

Aber die Sklavin stellte sich über diese Antwort sehr betrübt, versiel in eine tödtliche Schwermuth, und beantwortete alle Liebkosungen des Scheiks mit bitterlichen Thränen.

„Alle diese Zeichen eurer vorgeblichen Leidenschaft,“ sagte sie ihm, „sind nur erkünstelt: wenn ihr mich in der That liebtet, so würdet ihr für mich kein Geheimnis behalten.“

Kurz, sie quälte ihn so lange, daß er endlich so schwach war, sich überreden zu lassen, und ihr zu gestehen, daß, wenn er bei einem Weibe gelegen

habe, er ohne Kraft sey, bis daß er seine Abwaschung verrichtet habe."

Die Sklavin theilte diese Nachricht hierauf sogleich dem Könige mit, welcher seine Capigi beordnete, sich eine Nacht heimlich in des Scheiks Haus zu begeben, und sich daselbst so lange versteckt zu halten, bis die Sklavin ihnen seine Kammerthür eröffnete.

Der Doktor hatte die Gewohnheit, am Kopfkissen seines Nachlagers immer ein großes Gefäß mit Wasser stehen zu haben, um sich desselben im Nothfalle sogleich zu seiner Abwaschung bedienen zu können. Beim Niederlegen verschüttete die Sklavin dies Wasser, ohne daß er es bemerkte; da er nach der Handlung, welche die Reinigung nothwendig machte, sich seiner Wissenschaft Metachesa nicht bedienen konnte, so war er sehr verwundert, beim Aufstehen das Gefäß ohne Wasser zu finden.

Das treulose Mädchen machte hier

auf die Dienstfertige, nahm das Becken, und unter dem Vorwande, Wasser zu holen, eröffnete sie die Thür den darauf lauenden Capigis, welche hierauf gleich einem Bienenschwarm die ganze Grotte erfüllten.“

Der Doktor sah icht die Verrätherrei des Mädchens, aber verlor darum den Kopf nicht, sondern nahm zwei brennende Lichter von den Leuchtern, und drehte sie in schnellen Kreisen herum, wozu er einige barbarische Worte hermurmelte. Die Garden glaubten nicht anders, als daß er eine ihnen nachtheilige Beschwörung vorhabe, und machten sich eben so eilends wieder davon, als sie gekommen waren.

Der Scheik schloß sogleich die Thüre hinter ihnen zu, und verrichtete die Abwaschung. Um sich an der treulosen Sklavin zu rächen, nahm er alsdann ihre Gestalt an, und gab ihr die feinnige. Er lief so den Capigis nach, und schrie: „Wie Verräther, auf die

se Art führt ihr eures Herrn Befehle aus. Ihr seyd alle ohne Gnade verloren, wenn ihr wieder nach Damascus ohne den Doktor, seinen Todtfeind zurückkehrt. Warum seyd ihr geflohen? Habt ihr Ungeheuer und Soldaten zu seiner Bertheidigung erscheinen gesehen? Kehrt zurück, eilt in die Höhle solange es noch Zeit ist, und seyd für nichts bange. Ich selbst, viel beherzter als ihr, bin die erste, die ihn angreift, und euren Händen ausliefert.

Dieser Muth eines Weibes erfüllte sie mit Scham, sie kehrten um, traten in die Höhle, und bemächtigten sich der Sklavin in der Gestalt des Doktors, banden ihr Hände und Füße, ohne daß sie ein Wort hervorbrachte, weil ihr der Scheik die Sprache geraubt hatte, und führten sie zu den Füßen des Monarchen, der ihr auf der Stelle den Kopf abschlagen ließ.

Wie dieser aber herunter war, so gab der Scheik dem Körper seine erste Gestalt wieder, und zeigte dem Könige, so wie allen seinen anwesenden Offizieren, daß er anstat des Doktors, die Sklavin hatte enthaupten lassen. Er selbst nahm sein Aeußeres wieder an, und sagte zu dem erstaunten Monarchen:

„Ihr habt aus Gefälligkeit gegen den Sultan von Egypten alles angewandt, mich zu verderben, lernt hieraus, daß man an einem ungerechten Zorne keinen Theil nehmen müsse, und dankt dem Himmel, daß ich meine Rache auf den Tod dieses nichtswürdigen Weibes, das mich verrathen hat, einschränken will.“

Hierauf verschwand der Scheik, und ließ den König mit seinem ganzen Hofstaate in einer sprachlosen Erstarrung zurück.

**Der Schneider
und seine Frau.**

Cortesi D o n n e ebbe l'antica etade,
Che le virtù, non le ricchezze amaro.
Al tempo nostro si ritrovàn rade,
A cui piú del guadagno altro sia caro.

A r i o s t o O r l , F u r . C . X X V I .

Der Schneider und seine Frau.

Es war einmal ein Schneider, welcher ein sehr schönes Weibchen, Namens Gulendam, besaß. Beide waren in einander ausschweifend verliebt; und als sie bemühet waren, ihre wechselseitige Zärtlichkeit einander auszudrücken, so schwur der Schneider seiner Frau in einer Art von fieberhaften Entzückung, daß, wenn er jemals unglücklich genug wäre, sie zu verlieren, er vier und zwanzig Stunden über ihrem Grabe Thränen vergießen wolle. Gulendam ermangelte nicht, ihn noch zu überbieten, und versicherte, daß, wenn er eher als sie aus der Welt gieng, sie Hungers sterben wolle, um nicht den Jam-

mer zu haben, ihren lieben, süßen Mann überleben zu müssen.

Es trug sich aber zu, daß die Frau zuerst starb. Der Schneider, über ihren Verlust lebhaft bekümmert, machte alle Anstalten, sein ihr ehedem gegebenes Wort unverbrüchlich zu halten, streckte sich, nachdem er sie hatte ruhig beerdigen lassen, der Länge nach über ihren Grabhügel aus, und heulte und schrie auf die erbärmlichste Weise.

Während daß er sich in diesem kläglichen Zustande befand, gieng ein Fremder vorüber, stand bei ihm still, über einen so ungewöhnlichen Auftritt verwundert, und sagte nach einem Nachdenken von einigen Augenblicken, endlich zum Schneider:

„Guter Mann, was ist die Ursache eures so lauten und heftigen Schmerzes?“

Der Schneider antwortete ihm schluchzend: daß er sein ganzes Leben

hindurch untröstlich seyn würde, weil ihm seine Frau gestorben wäre, die er angebetet habe, und von der er auf das zärtlichste wieder geliebt wurde.“

„Wenn dies der einzige Grund deines Kammers ist,“ versetzte jener, „so würdest du ohne Zweifel gern sie wieder ins Leben zurückkehren sehen?“

„Allerdings!“

„Tröste dich dann. Denn deine Frau ist noch nicht todt!“

Und mit diesen trocken aber bedeutenden Worten setzte der Fremde, ohne sich aufzuhalten, seinen Weg weiter fort.

Ueber eine solche Rede, wie billig, erstaunt, machte sich der verliebte Schneider ohne Zeitverlust über das Grab her, eröffnete es, und fand seine Frau noch lebendig.

„Oh! —“ sagte sie mit schwächender Stimme, — „send ihr es süßes Licht meiner Augen, welcher mich einem schrecklichen Tode entreißt? Ist

eure Liebe es, welche mich in das Leben zurückruft! Ach, wie durchdrungen fühlt sich mein Herz von diesen unwiderleglichen Beweisen eurer Zärtlichkeit! Immer und ohne Aufhören wird mir dies frisch im Gedächtnisse bleiben. Glaubt es mir, ich bin weniger über die Befreiung aus diesem Grabe, als über die Güte eures Herzens, welche sie veranlaßte, entzückt. Alle meine übrigen Tage, welche ihr mir jetzt zurückgeschenkt habt, sind von nun an nur euch und eurem Dienste geweiht. Wie könnte ich sie auch besser verwenden!“

Der ehrliche Schneider war außer sich, aus dem Munde seines Weibes Ausdrücke zu vernehmen, welche ihn eben so viele Beweise von Liebe und Erkentlichkeit schienen. „Licht meiner Seele,“ antwortete er ihr im neuen Tone, „Ursprung meines Lebens! det Himmel, indem er dich mir zurückgab, hat mir wahrscheinlich die

höchste Glückseligkeit verleihen wollen, die nur einem Sterblichen vorbehalten seyn konnte. Laßt uns dann in unser Haus zurückkehren, und von neuem der Wollust einer so schönen Verbindung im vollsten Maaße genießen. — Aber ich denke nicht daran,“ setzte er endlich sinnend hinzu, „daß du nicht in einem Zustande bist, dich sehen zu lassen, da du weder Hemde noch Kasten hast. Ich eile beides zu hohlen. Nur einen kleinen Augenblick lasse ich dich allein; werde nicht ungeduldig, bestes Weib; in einem Pulschlage hast du mich wieder bei dir.“

Kaum hatte er sich aber aus den Armen seiner Frau losgewunden, als in diesem kleinen Pulschlage der königliche Prinz mit seinem Gefolge dicht bei dem Grabe vorübergieng. Dieser junge Mann gerieth in ein großes Erstaunen, ein Frauenzimmer in einem bloßen Tuche eingehüllt, und an der Wand stehend zu finden.

Aus bloßer Neugierde gieng er ihr näher, und als er wahrnahm, daß es ein sehr reizendes Geschöpf und nichts weniger als todt sey, wie er sich im ersten Schrecken eingebildet hatte, so nahm er sie mit großer Aufmerksamkeit näher in Augenschein. Sein Herz begann sich bei diesem Anblick mit einem verdoppelten Klopfen zu regen. Einer von den Offizieren bemerkte diese entstehende Reizung, und sagte als ein guter Hofmann: „Prinz, das Weibchen ist allerliebste. Wenn Eure Hoheit Lust dazu haben, so nehmen wir es mit uns in das Serail.“

„Wohl!“ antwortete jener. „Und in der That, ist unter allen darin befindlichen auch keine einzige so artig. Aber fragt sie zuerst, ob sie unverheuratet sey; denn ich will keine Weiber ihren Männern entführen.“

Der Offizier nahm dies Geschäft auf der Stelle über sich, und sagte zu der Schneiderfrau: „Schöne Dame,

wenn ihr noch nicht verheurathet seyd, so kömt es lediglich auf euch an, den Sohn unsers Monarchen zu euren Füßen zu sehen.“

Gulendam antwortete ohne Anstand: Ich bin eine Fremde, und gehöre niemanden an.“ Hierauf zog einer von den Offizieren des Prinzen das Oberkleid aus, bedeckte Gulendam damit, und diese ward so mit großem Prunk in das Serail eingeführt, wo man ihr sogleich die prächtigsten Kleider anlegen ließ, und die vorzüglichsten Zimmer einräumte.

Der Schneider kehrte indeß in höchster Eile und athemlos mit seinem Kasten und einem Hemde zurück. Es fehlte wenig, daß er nicht den Verstand verlor, als er sein geliebtes Weibchen nicht mehr antraf. Er warf sich zur Erde, und heulte weit stärker als vorher. „O Himmel!“ schrie er, „was ist mit meinem treuen Weibe vorgegangen! Vielleicht hat sie ein anderer

geraubt. Ach, wenn dies der Fall wäre, so würde ich izt noch viel unglücklicher seyn, als wie ich ihr Absterben beweinte. — Aber, was sage ich; wenn dies der Fall wäre? — Kann ich daran noch einen Augenblick zweifeln! Ihre unvergleichliche Schönheit wird irgend einen Vorübergehenden gereizt haben, der sich kein Gewissen daraus gemacht hat, sie mir zu entführen. Gulendam! meine theure Gulendam! ich lasse die Gerechtigkeit widerfahren. Ich bin vollkommen überzeugt, daß du mit allen dir übriggebliebenen Kräften der dir angethanen Gewalt Widerstand geleistet hast. Wo du dich auch befinden magst, bin ich gewiß, daß du seufzest, daß du verzweifelst, daß du mich um Hilfe anrufst; ach, es ist mir, ich höre dein klägliches Flehen, dein Geschrei; es durchdringt mir das Herz; nein, niemals — niemals kann ich dich in deinem Jammer verlassen. Ich eile, dich allenthalben zu suchen, und wenn

Du auch unter der Erde verborgen wärest, so würde ich dich doch ausfindig machen.“

In der That stellte er so viele Nachforschungen an, daß er endlich glücklich herausbrachte, sie befinde sich im Serail des Prinzen. Er eilt, er fliegt zu diesem, und wirft sich ihm zu Füßen: „O Prinz,“ sagte er, „ihr liebt die Gerechtigkeit zu sehr, um etwas mit Gewalt zurückbehalten zu wollen, was euch nicht zugehört. Seit drei Tagen habt ihr meine Frau in eurem Serail, und ich beschwöre euch, sie mir wieder zu geben.“

„Bedenke wohl, was du da sprichst,“ antwortete dieser, „ich habe in meinem Serail keine einzige, die sich darin wider ihre Neigung befindet, oder verheutathet wäre.“

„Gnädigster Herr,“ erwiederte jener, „ich behaupte nichts, woran ich nicht vollkommen überzeugt bin.“

„Gut dann! ich will dir alle mei-

ne Weiber sehen lassen, aber ich sage dir im voraus, daß wenn diejenige sich nicht darunter befindet, es dir das Leben kostet.“

„Das ist mir gleichgültig!“ rief der gute Schneider. Ihr könnt mich in diesem Falle nur hinrichten lassen, ich willige darin ein, denn ich bin meiner Sache gewis. Ich weiß, daß sie sich in diesem Pallaste befindet, und ihr werdet selbst sehen, wie sie mir an den Hals springt, wenn sie meiner ansichtig wird. Es ist das treueste und verliebteste Weibchen von der Welt.“

„Man muß dem armen Menschen schon seinen Willen thun,“ versetzte hierauf der Prinz, „man lasse alle meine Weiber ohne Ausnahme hieher kommen!“

Sie mußten eine nach der andern, vor dem Schneider vorübergehen, und der Prinz fragte ihn bei jeder: „Ist es diese?“ — „Nein!“ antwortete der Schneider, bis endlich Gulendam wirk-

lich erschien. Er rannte dann auf sie los, und schrie aus allen Kräften: „Seht, dies ist das niedliche Weibchen, deren Verlust mich so heftig bekümmerte.“

„Schöne Dame,“ sagte der Prinz zu Gulendam, „kennet ihr diesen Menschen hier?“

„Ja wohl kenne ich ihn,“ antwortete sie beherzt. „Es ist ein Spitzbube und Meuchelmörder. Er zog mich nackend aus, und setzte mich in den Zustand, in dem ihr mich findet. Ja, nachdem dieser Bösewicht mir alles geraubt hatte, was ich besaß, wollte er mich auch noch lebendig begraben, damit ich ihn nicht beim Kadi anklagen könnte. Ich bitte euch jetzt um Gerechtigkeit, gnädigster Herr, laßt ihn nach den Gesezen verurtheilen, ich werde keinen Augenblick Ruhe haben, als bis er aufgehangen ist.“

Der Schneider erstaunte über seine theure Gulendam so sehr, daß er

kein Wort aufbringen konnte. Sein Stillschweigen und seine Verwirrung machten dem Prinzen glauben, er habe wirklich das angegebene Verbrechen begangen. „O Augenichts!“ rief er, „du mußt doch außerordentlich unverschämt seyn, um mir ein Frauenzimmer abzufodern, das nicht nur dein Weib nicht ist, sondern das du auch noch dazu hast lebendig begraben wollen. Du verdienst, daß man ganz neue Martern zu deiner Strafe ersinne, aber ich will mich begnügen, dich aufhängen zu lassen. Man führe ihn an den Galgen, und fertige ihn eilends ab!“ — Der Schneider wollte Einrede thun, und sich rechtfertigen, aber der Prinz unterbrach ihn und sagte: „Nein, schweig! ich will nichts von dir hören, du bist ein Nichtswürdiger, ein Betrüger, und ich will keinen Lüggen Gehör geben.“

Ich wiederhole euch, „sagte er gegen seine Offiziere hinzu, „daß man

eile, diesen Spizbuben aufzuhängen, und wenn ihr mir nicht auf der Stelle gehorcht, so steht euch das nemliche Schicksal bevor!“

Die Offiziere, welche den Prinzen zornig erblickten, und lieber den Schneider als sich selbst wollten aufknüpfen lassen, ergriffen diesen unglücklichen Ehemann, banden ihm die Hände auf den Rücken, und schlepten ihn zum Galgen.

Doch als ihn eben der Henker herabstoßen wollte, erschien der Prophet Aisa auf dem Plaze, und rief jenem zu: er solle einhalten, weil der Schneider unschuldig sey. Die Ehrfurcht, welche man für den Propheten hatte, machte wirklich die ganze Handlung stockend, als die Offiziere, für ihre eigene Haut besorgt, protestirten, daß der Befehl ihres Herrn vollgezogen werde. Aber Aisa versicherte sie, daß er es auf sich nehme, die Begnadigung

Morgent, Erzähl. F

des Schneiders zu erhalten. Und in der That gieng er sogleich zum Prinzen, und kaum hatte er ihm die eigentliche Beschaffenheit des Vorfals erzählt, als er auch seinen Befehl nicht nur wiederrief, sondern auch Gulendam auf den Marktplaz führen, und daselbst anstatt ihres Mannes aufknüpfen lies.

Die beiden Eulen.

Choisir un bon conseil, grand trait
de prudence ; donner un bon conseil,
preuve d'habilité, marque d'amitié ;
un conseil sage est le fondement de gran-
des actions,

Claville.

Die beiden Eulen.

Nasajas, Bezier Schach Machmuds von Persien, getraute sich nicht seinem Herrn offenherzig zu gestehen, was man von seiner Regierung urtheile. Er nahm daher zu einer Fabel seine Zuflucht, und als er ihn eines Tages auf der Jagd begleitete, sagte er zu ihm: „Ich habe das Talent, die Sprache der Vögel zu verstehen, und finde oft ein sehr großes Vergnügen daran, die Bemerkungen der Finken, Nachtigallen, Spechte, und anderer Bewohner der Luft anzuhören.“

Machmud erstaunte über diese Behauptung. „Wie ist es möglich“, sag-

te er, „daß du die Sprache der Vögel erlernt hast?“

„Ja gnädigster Herr,“ antwortete jener, „ein gelehrter Derwisch unterrichtete mich darin. Wenn ihr mir dies nicht auf mein Wort glaubt, und es euch gefällig ist, einen Versuch anzustellen, so bin ich dazu bereit.“

Der Schach gab darin mit Vergnügen seine Einwilligung, und als sie Abends von der Jagd zurückkehrten, bemerkten sie auf einem Baume zwei Eulen sitzen, welche auf einander loskrächzten. Der Schach sagte dann zu Kasajas: „Bezier, siehst du jene beiden Eulen dort? Ich möchte wissen, was sie mit einander sprächen. Höre ihnen zu, und gib mir Nachricht von dem was sie schwätzen.“

Der Bezier näherte sich dem Baume, und stellte sich eine Zeitlang, als behörche er die Vögel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, dann kehrte er zu seinem Herrn zurück, und sagte:

„Gnädigster Herr, ich habe einen Theil ihres Gespräches belauscht, aber vergönt mir, daß ich diesen für mich behalte.“

„Und warum willst du ihn mir nicht mittheilen, Bezier?“ antwortete Mahmud.

„Weil,“ versetzte jener, „die Vögel Eurer Majestät erwähnten.“

„Und wie kann ich Gegenstand ihres Gespräches seyn?“ fuhr der Schach fort. „Jetzt gerade befehle ich dir, nichts zu verhehlen, sondern mir alles, Wort für Wort, wieder zu sagen, was du gehört hast.“

„Ich gehorche dann Eurer Majestät,“ antwortete der Bezier, nach einiger Ueberlegung. „Eine von diesen Eulen hat einen Sohn, die andere eine Tochter, und sie wollen dieselbe miteinander verheurathen. Jene sagte daher zu dieser: Schwester, weil du es willst, so bin ich mit dieser Verbindung zufrieden, aber mit der Bedingung,

daß du mir versprichst, deiner Tochter funfzig zerstörte Dörfer zur Ausstattung mit zu geben.“ „O!“ antwortete sogleich die Mutter der Braut, „anstatt von funfzig überlasse ich dir fünfhundert, wenn du Lust dazu hast. Gott gebe nur unserm Schach Machmud ein langes Leben. So lange er König von Persien seyn wird, kann es uns an verwüsteten Dörfern nicht fehlen.“

Machmud, dem es nicht am Berstande fehlte, benutzte mit großer Klugheit die sinnreiche Lüge seines Bezieheres, ließ die zerstörten Dörfer aufbauen, dachte von nun an an nichts weiter, als wie er das Glück seines Volks recht befestigen könne, und der Erfolg befrönte seine Bemühungen so sehr, daß seine Regierung die sanfteste und wohlthätigste von der Welt wurde.

Santon Varsifa.

Tous les premiers forfaits coûtent quel-
ques efforts,

Mais on commet les seconds sans remords.

Racine, Thébaïde.

Santon Barsisa.

Es gab einmal einen Santon, * Namens Barsisa, welcher sich hundert Jahre hindurch mit nichts andern, als Fasten und den Kasteiungen beschäftigte. Niemals verließ er die Grotte, worin er sich aus Besorgnis, irgend ein Gesetz zu übertreten, verschlossen hatte. Er fastete den Tag über, wachte die ganze Nacht hindurch, und alle Einwohner des Landes betrachteten sein heiliges Leben mit einer außerordentlichen Erbauung und Ehrfurcht.

Es trug sich aber zu, daß die Tochter des Monarchen von einer heftigen Krankheit befallen wurde, von

* Mohametanischen Heiligen.

welcher die Aerzte auf keine Weise den Grund auffinden konnten. Indesß er mangelten sie dessenungeachtet nicht, ihr Arzneimittel zu verordnen, und anstatt der Prinzessin Erleichterung zu verschaffen, thaten sie nichts als ihr Uebel vermehren.

Der König, welcher seine Tochter mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebte, war hierüber völlig untröstlich, und da er die Prinzessin endlich einmal in einem heftigen Paroxysmus verfallen sah, der aller Gegenmittel ungeachtet sehr lange anhielt, so äußerte er, daß es vielleicht gut wäre, sie zum Canton Barsisa zu schicken.

Alle Boys waren ebenfalls dieser Meinung. Die Offiziere des Monarchen führten die Prinzessin daher zum Canton, welcher, ungeachtet der Kälte des Alters, doch ein so reizendes Geschöpf nicht ohne alle Bewegung ansehen konnte. Er betrachtete sie mit Entzücken, und der böse Geist, welcher

eine so schöne Gelegenheit nicht ungenutzt lassen wollte, zischte dem Einsiedler ins Ohr: „O Santon, laß dir ein so großes Glück nicht entwischen! Sage den Offizieren des Königs, daß die Prinzessin eine Nacht in deiner Grotte zuzubringen habe, daß du sie dann gewiß zu heilen versprichst, und daß sie nur morgen früh kommen können, sie wieder abzuholen!“

Wie schwach ist der Mensch! Der Santon folgte dieser heillosen Eingebung des Teufels, und that was er ihm gerathen hatte. Aber ehe die Offiziere die Prinzessin in der Grotte des Einsiedlers lassen wollten, fanden sie es für gut, einen von dem Gefolge an den Monarchen zu senden, und seine Erlaubnis dazu einzuholen. Dieser, welcher ein unbeschränktes Vertrauen in Barsisa setzte, trug nicht das kleinste Bedenken. „Ich erlaube es,“ sagte er, „daß meine Tochter bei diesem großen Manne bleibe, und er mag sie

so lange behalten, als er für gut findet. Ich bin darüber ohne aller Unruhe.“

Nach dem Empfange dieser Antwort zogen die Offiziere sich sämtlich zurück, und ließen die Prinzessin mit dem Canton allein. Wie die Nacht herankam, machte der böse Geist diesem einen Besuch, und sagte: „Nun, Unsinniger, worauf wartest du noch, um dich lustig zu machen? In was für Hände wird ein so reizendes Geschöpf einmal gerathen? Besorge nicht, daß sie eine ihr angethane Gewalthätigkeit jemals bekannt mache, und wenn sie es auch thäte, wer wird ihr Glauben beimessen? Der Hof, die Stadt, die ganze Welt ist zu deinem Vortheile zu sehr eingenommen, um sich von dir jemals so etwas träumen zu lassen. Mit dem hohen Rufe von Weisheit und Tugend, zu dem du dich aufgeschwungen hast, kannst du alles ungestraft unternehmen.“

Der unglückliche Barsisa hatte die Schwachheit, dem Feinde des Menschengeschlechtes Gehör zu geben. Er näherte sich der Prinzessin, nahm sie in seine Arme, und in einem Augenblicke vergaß er eine strenge Tugend von hundert Jahren.

Kaum hatte er aber das Verbrechen begangen, als auch in seiner Seele tausend Gedanken aufstiegen, welche sein Herz grausam zu beklemmen und zu foltern begannen. Er fuhr daher auf den bösen Geist los, und sagte: „Ach, schändlicher Bösewicht, du hast mich ins Verderben gestürzt. Es ist ein Jahrhundert her, daß du immer um mich gewesen bist, und mich zu verführen gesucht hast. Endlich ist es dir diesmal gelungen.“

„O Santon!“ antwortete ihm der böse Geist. „Mache mir aus dem Vergnügen, das du gehabt hast, keinen Vorwurf. Du kannst dafür noch hinreichend Buße thun. Nur wird es


dir unangenehm seyn, daß die Prinzessin von dir schwanger ist, und daß dein Verbrechen daher aller Welt bekannt werden muß. Du wirst izt das Gespötte aller derjenigen, welche dich izt verehrt und bewundert haben, und der Monarch selbst wird dich eines entehrenden Todes sterben lassen.“

Barssisa gerieth hierüber in die äußerste Unruhe. „Was ist also zu thun!“ sagte er zum bösen Geiste, um der Entdeckung dieses unglücklichen Abenthouers zuvorzukommen?“

„Um dein Vergehen in eine ewige Vergessenheit zu begraben,“ antwortete der Demon, „ist es nothwendig, daß du ein neues begehst. Töde die Prinzessin, verscharre sie in einem Winkel deiner Grotte, und wenn morgen früh die Offziere des Königs sie abzuholen kommen, so sage ihnen, daß du sie heiltest, und daß sie mit Tagesanbruche deine Grotte verließ. Sie werden deinen Worten Glauben

beimessen, und sie in der ganzen Gegend umher, wie auch in der Stadt auffuchen. Der König, ihr Vater, wird darüber in eine große Unruhe gerathen, wenn alle seine Nachforschungen vergeblich gewesen sind, so wird er am Ende, davon zu denken, aufhören müssen.“

Der Einsiedler ergab sich auf diesen Rath, tödtete die Prinzessin, verscharrte sie in einem Winkel seiner Höhle, und antwortete am andern Tage den Offizieren, was ihm der böse Geist eingegeben hatte. Diese stellten alle möglichen Nachforschungen in der umliegenden Gegend, endlich auch in der Stadt an, und geriethen in Verzweiflung, nirgends von der Tochter ihres Monarchen eine Spur antreffen zu können.

Aber der Demon suchte sie auf, und sagte ihnen, daß sie der Prinzessin vergeblich auf diese Art nachspüren. Morgenl. Erzähl. 

würden, erzählte, was sich zwischen ihr und dem Santon zugetragen hatte, und entdeckte den Ort, wo ihr Leichnam verscharrt sey.

Die Offiziere kehrten sogleich zur Grotte zurück, versicherten sich Barsis, und trafen den Körper der Ermordeten an der Stelle, welche der böse Geist angezeigt hatte. Sie gruben ihn aus, und schlepten ihn nebst dem Santon in den königlichen Pallast.

Als der Monarch den Leichnam seiner Tochter erblickte, und mit dem ganzen Vorfalle bekannt wurde, begann er zu weinen, und in ein lautes Geschrei auszubrechen. Dann rief er seine Doktoren zusammen, erzählte ihnen die Handlung des Santon, und fragte sie um ihr Gutachten, wie er ein solches Verbrechen zu bestrafen habe?

Alle Doktoren entschieden auf den Tod, und diesem gemäß befahl der Monarch, daß der Santon aufgeknüpft werde. Man errichtete einen Galgen,

der Santon stieg die Leiter hinauf, man knüpfte ihm den Strick um den Hals, und als man ihn eben abstoßen wollte, erschien ihm der böse Geist, und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

„O Santon, wenn du mich anbeten willst, so befreie und entführe ich dich zwei tausend Meilen weit in ein Land, wo die Menschen dich verehren und bewundern sollen, so wie hier vor deinem unglücklichen Abentheuer.“

„Ich bin damit gern zufrieden, befreie mich, und ich bete dich an.“

„Mache mir vorher ein Zeichen von Anbetung,“ erwiederte jener.

Der Santon neigte das Haupt, und sagte: „Ich ergebe mich dir zu eigen.“

Der böse Geist nahm hierauf die Stimme, und schrie: „O Barsisa, ich bin izt zufrieden, du stirbst als ein Abtrünniger, und alle meine Wünsche sind erfüllt.“

Mit diesen Worten spie er ihm ins Gesicht, und verschwand. Der Santon aber ward von der Leiter gestossen.

Malina fir.

La fede in cor di Donna, se pur fede
In Donna alcuna, ch'io nol so, si trova,
Non è bontà, non è virtù; ma dura
Necessità d'amor, misera legge
Di fallita beltà, ch' un sol gradisce,
Perche gradita esser non può da molti.

Il Pastor fido. A. 1.

Maliknafir.

Als Calun, Sultan von Egypten, welcher zwei Söhne besaß, einst über die Unbeständigkeit des Glücks nachdachte, das mit den Fürsten so gut, wie mit den übrigen Menschenkindern, sein Spiel treibt, entschloß er sich, den Prinzen Maliknafir, seinen zweiten Sohn, ein Handwerk lernen zu lassen, womit er sich in einem Nothfalle, Unterhalt und eine sichere Zuflucht verschaffe. Er that ihm daher in Cairo bei einem berühmten Schneider in die Lehre, welcher ihn in kurzer Zeit soweit brachte, Kleider in der größten Vollkommenheit zuschneiden und nähen zu können.

Zuerst wunderte sich alle Welt ü-

ber diese Grille des Sultans, wie man sie nannte, und man machte seine überspannte Vorsicht lächerlich. Niemand konnte begreifen, daß der Sohn eines Königs von Egypten jemals so tief herabsinken sollte, für seinen Lebensunterhalt arbeiten zu müssen. Aber bald trug sich im Reiche eine Veränderung zu, welche diesen Ungläubigen, die Caluns Betragen nicht hatten billigen wollen, ganz klar sehen ließ, wie sehr unrichtig sie urtheilten. Dieser Monarch starb, und sein erstgeborener Prinz Melek bestieg den väterlichen Thron.

Das erste Geschäft des neuen Sultans war, daß er seinen Offizieren befahl, den jüngern Bruder, welcher sich noch immer in der Werkstätte des Schneiders befand, herbeizuhohlen, damit er durch seinen Tod allen Unruhen und innerlichen Kriegen im voraus begegne, die er einmal in Egypten hervorbringen könnte. Aber zum guten Glück ward Maliknafir von Meleks

grausamen Befehle vorher benachrichtigt, verkleidete sich, verließ die Stadt auf das schleunigste, mischte sich unter eine Caravane von Pilgrimmen, und besuchte mit ihnen die Kiaba, oder den Tempel von Mekka.

Während daß er daselbst in der Reihe der Pilgrimme die vorgeschriebene Prozession anstellte, fühlte er etwas hartes zwischen den Füßen: Er sah sogleich zu, was es wohl seyn könnte, und bemerkte eine dicke Börse. Er nahm sie auf, steckte sie in die Tasche, ohne daß irgend ein Pilgrim es hatte wahrnehmen können, und schloß sich wieder an die Reihe an.

Obgleich voll sehnlichem Verlangen, den Inhalt dieses Beutels zu wissen, wagte er es nicht, seine brennende Neugierde in Gegenwart so vieler Zeugen zu befriedigen, und wartete mit Ungeduld auf das Ende der Prozession, um sich dann damit an einen entlegenen Ort zu begeben, als er ei-

nen Coja* welcher sich mit zwei großen Steinen die Brust zerfleischte, aus voller Kehle schreien hörte: „O ich Unglücklicher! daß ich meinen Beutel verloren habe! Es war darin alles, was ich mir mit meinem Schweiße erwarb, der ganze Ertrag meiner sauern Arbeiten, alles was ich in diesem Leben besaß. O Muselmänner! — meine lieben Brüder! wenn einer von euch ihn gefunden hat, so gebe er mir ihn um Gottes Willen und aus Ehrfurcht für den heiligen Tempel von Mekka wieder zurück. Die Hälfte soll ihm gehören, und ich schwöre, daß er zu dieser Hälfte ein so giltiges Recht, als das Kind zur Milch seiner Mutter haben soll.“

Der arme Doktor brachte diese Worte mit so lebhaften Ausdrücken des Jammers und der Verzweiflung hervor, daß alle Pilgrimme davon gerührt wurden. Besonders Maliknasir empfand

* Mahometanischer Rechtsgelehrter.

in seinem Herzen so starke Regungen von Mitleiden, daß er zu sich selbst sagte:

„Ich richte diesen Coja wahrscheinlich nebst seiner ganzen Familie zu Grunde, wenn ich den gefundenen Beutel behalte. Es wäre aber eine Ungerechtigkeith, mein Glück mit dem Verderben anderer zu machen. Und wenn ich unter allen Menschen der elendeste wäre, so möchte ich mich nicht mit dem Gute von andern bereichern.“

Nach diesen Betrachtungen rief er daher den Coja zu sich heran, zeigte ihm die Börse, und sagte: „O Doktor! ist dies die Börse, die ihr verloren habt?“

Der Coja, über diesen Anblick wie außer sich, fiel eiligst über den Beutel her, riß ihn dem Finder aus der Hand, und fuhr damit in die Tasche.

„Nun?“ sagte ihm der Prinz, „und warum nehmt ihr mir denselben mit so großer Hastigkeit? Besorgt ihr

etwa, daß er euch weglaufe, oder wollt ihr mir nicht die Hälfte von dem darin enthaltenen geben, so wie ihr versprochen habt?"

„Verzeiht,“ antwortete der Doktor, „dem Ungestüm eines Entzündens, über das ich nicht Herr war. Ihr könnt izt mit mir kommen, und mit freudigem Herzen werde ich mein Versprechen erfüllen.“

Mit diesen Worten führte er denselben zu einem benachbarten Gezelte, wo er seine Börse hervorzog, sie andächtig küßte, das Siegel daran aufbrach, und sie auf eine Tafel ausschüttete.

Maliknafir, welcher Goldmünzen herauskommen zu sehen erwartet hatte, gerieth in ein großes Erstaunen, einen großen Haufen von Diamanten, Rubinen und Smaragden zu erblicken. „Oh! Oh Doktor!“ rief er, „ihr hattet nicht Unrecht, über euren Verlust einen solchen Lärm zu machen!“

Der Coja machte hierauf sogleich aus diesem Haufen zwei, und theilte dann einen von ihnen noch einmal in zwei andere gleiche, worauf er zum Prinzen sagte: „O junger Mensch, wenn ihr diese Theile alle beide nehmen wollt, so habt ihr, meinem Versprechen gemäß, darauf ein unbezweifeltes Recht; aber ich gestehe es euch offenherzig, ich verliere sie mit großem Schmerze. Wenn ihr hingegen so großmüthig seyd, mit einem dieser Theile euch zu begnügen, so schwöre ich euch, daß ich euch denselben mit Vergnügen abtrete.“

Maliknafir, welcher die ganze Denkungart eines großen Prinzen besaß, antwortete ihm: „Wenn dies der Fall ist, Doktor, so verlange ich nur eines dieser Häufchen von euch.“

Der Coja, erstaunt über eine so ungewöhnliche Uneigennützigkeit, machte hierauf von dem andern Häufchen, das der Prinz ausgeschlagen hatte,

wieder von neuem zwei Theile, und sagte: „Freund, wählt von diesen noch eines, und ich schwöre, daß ich euch dasselbe ebenfalls mit Vergnügen überlasse.“

„Nein,“ versetzte hierauf der Prinz, „ich bin mit dem zufrieden, was ich habe.“

„O junger Mensch!“ rief der Doktor, „ihr beßzt zuviel Mäßigung, aber es ist nothwendig, daß ihr diesen Theil noch annehmet, oder mit mir unter das goldne Dach komt, wo ich ein Gebet für euch thun werde, das euch sehr vortheilhaft seyn wird.“

Der Prinz gab alsdann ebenfalls seinen ersten Theil dem Coja wieder zurück, und sagte hinzu: „Doktor, weil ihr für mich im Tempel von Mekka ein Gebet anstellen wollt, so ziehe ich dies allen euren Edelgesteinen vor. Ich lasse sie euch, wenn ihr mir dies mit allem Eifer eines guten Muselmannes verrichten zu wollen betheuert.“

Der Coja, von Verwunderung über diese unbegreifliche Großmuth wie außer sich gesetzt, führte den Prinzen unter das goldne Dach der Kiaba, erhob ohne zu sprechen die Hände zum Himmel, und sagte dann zu Maliknafir: „sprecht A m e n !“ der Prinz sagte: A m e n ! Der Doktor bewegte eine Zeitlang die Lippen, und nachdem er sich mit der Hand zwei oder dreimal über das Gesicht gestrichen hatte, wandte er sich zum Prinzen, und sagte: „D junger Mensch, mein Gebet ist zu Ende. Gehe mit Gott!“

Maliknafir nahm von ihm Abschied, und entfernte sich; kaum hatte er ihn verlassen, als er zu sich selbst sagte: „Was wird igt aus mir werden? wohin soll ich nun gehen? Soll ich wieder nach Kairo zurückkehren, wo der grausame Melek meiner mit Schmerzen wartet, um mich sogleich erwürgen zu lassen? Es ist besser, daß ich mit diesem Coja in sein Vaterland gehe. Aber

auf jeden Fall muß ich immer meinen Stand geheim halten, denn irgend ein Schurke könnte mich umbringen, in der Hoffnung, dafür von meinem Bruder eine Belohnung zu erhalten, da ich als gewiß voraussetzen kann, daß der Sultan auf meinen Kopf einen Preis gesetzt habe.“

Nachdem er diese und ähnliche Betrachtungen über den traurigen Zustand seiner Angelegenheiten angestellt hatte, suchte er den Doktor auf und sagte:

„O Coja, ich komme um euch zu fragen, aus was für einem Lande ihr seid?“

„Ich bin aus Bagdad,“ antwortete dieser, und nenne mich Abunawas.“

„Es würde mir ein großes Vergnügen machen, diese berühmte Stadt kennen zu lernen,“ versetzte jener, „wolltet ihr mich wohl mit euch nehmen? Ich würde während der Reise Sorge für eure Kameele tragen.“

Der Doktor gab seine Einwilligung, und da sie nichts weiter in Mekka zurückhielt, so machten sie sich nach Bagdad auf den Weg.

Sogleich bei ihrer Ankunft sagte der Prinz zum Coja: „Doktor, ich will euch nicht weiter zur Last fallen. Ich verstehe vollkommen Kleider zu verfertigen; empfehlt mich, wenn es euch gefällig ist, einem Schneider, mit dem ihr bekant seyd!“

Der Doktor that ihn zu dem berühmtesten Meister der Stadt, der ihm, um seine Geschicklichkeit zu erproben, ein neues Kleid zuzuschneiden und zu nähen gab. Maliknafir, welcher den Beifall aller Schneider in Cairo davon getragen hatte, konnte nicht anders als in Bagdad ein großes Aufsehen erregen. Er fertigte ein Kleid an, das seinen Meister in ein großes Erstaunen versetzte, und wie dieser es den andern Schneidern der Stadt zeigte, so über-

häuften sie den jungen Gesellen mit tausend Lobeserhebungen, und versicherten alle einstimmig, es sey sowohl in Rücksicht des Schnittes als der Arbeit ein wunderbares Meisterstück. Der Schneider war so sehr mit ihm zufrieden, daß er ihm einen erhöhten Lohn von vier Groschen* des Tages gab, so daß er den übrigen Theil seiner Zeit in allen möglichen Wollüsten zubringen konnte.

Seine Glücksumstände befanden sich in dieser Lage, als eines Tages der Doktor Abunaovas, der von natürlich heftigen Temperamente war, mit seiner Gemahlin schalt, und durch seine Hize und ihren Widerstand aller Besinnung beraubt, ihr zurief: „Geh mir aus den Augen, Weib! Ich verstoße dich hiermit ein = zwei = und dreimal!“

Kaum hatte er aber die Worte,

* Womit man in Bagdad so gut, als mit zwei Thalern in Deutschland lebt.

welche die Verstoßung vollkommen und gültig machten, ausgesprochen, als er es auch bereuete, denn er liebte seine Frau wirklich. Er wollte sie daher im Hause zurückbehalten, und noch wie vor mit ihr leben, aber diesem setzte sich der Kadi entgegen, welcher ihm sagte, die Gesetze wollten, daß sie zuerst von einem Hullah* geheurathet, und wieder verstoßen werden müsse, worauf er sie dann wieder zu sich nehmen könne.

Der Doktor, gezwungen diesem Gesetze ohne Widerreden Gehorsam zu leisten, entschloß sich, den Prinzen Maliknafir zum Hullah zu machen. Es ist am besten,“ sagte er zu sich selbst, „dazu den jungen Menschen auszuwählen, den ich von Mekka nach Bagdad mit mir geführt habe. Er ist fremd hier, und ein guter Junge; ich werde
 H 2
 * Wie man, denjenigen nennt, welcher eine Verstoßene heurathet.

mit ihm machen können, was ich nur will. Er mag so meine Frau diese Nacht heurathen, und morgen wieder verstoßen."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ er den Prinzen kommen, benachrichtigte ihn von seinem Vorhaben, vollzog alle nöthigen Ceremonien, schloß ihn mit seiner Frau in ein Zimmer ein, und entfernete sich selbst aus dem Hause.

Raum aber hatte die Dame ihren Neuvermählten gesehen, als sie sich auch in ihn verliebte. Der Prinz seinerseits fand sie sehr liebenswürdig. Man bekante sich offenherzig seine Gesinnungen, und sie ermangelten nicht, ihre Liebe sich auf jede Weise zu erkennen zu geben, wozu ihnen die Art und die Umstände ein Recht ertheilten.

Nach vielen wechselseitigen Liebeskosungen zeigte die Dame dem Prinzen einige Kisten voll Gold, Silber und Edelsteinen. „Wißt ihr,“ sagte sie

ihm, „daß alle diese Reichthümer mein Eigenthum sind? Sie sind die Mitgift, welche ich dem Coja zugebracht habe, und die er mir wieder bei der Verstoßung hat herausgeben müssen. Wenn ihr euch morgen erklärt, mich als eure rechtmäßige Gattin behalten zu wollen, so seyd ihr Herr von allen diesen Schätzen, so wie von meiner Person.“

„Aber,“ antwortete der Prinz, „kann mich der Doktor nicht zwingen, euch wieder auszuliefern?“

„Mit nichten,“ antwortete sie, „es kömmt ganz auf euch an, mich zu behalten oder wieder zu verstoßen.“

„O, wenn dies ist,“ fuhr jener fort, „so gebe ich euch mein Wort, euch zu behalten. Ihr seyd jung, schön und reich, und ich könnte leicht eine schlimmere Wahl treffen. Laßt izt den Doktor nur kommen, und ihr sollt sehen, auf welche Art ich ihn empfangen werde.“

In der That kam auch der Coja am folgenden Morgen mit Tagesanbruche, eröffnete das Schlafzimmer, und trat hinein. Der Prinz gieng ihm mit einer freudigen Miene entgegen, und sagte: O Doktor! wie sehr bin ich euch nicht verbunden, mir ein so reizendes Weibchen gegeben zu haben.“

„O junger Mensch,“ antwortete ihm der Coja, „denke hieran weiter nicht, sondern halte dein Versprechen, und sage, indem du sie ansiehst: „Weib, geh fort! Ich verstoße dich ein- und zwei- und drei-mal.“

„Dies würde mir sehr leid thun,“ erwiederte Maliknasir. „Sein Weib zu verstoßen, ist in meinem Lande ein sehr großes Verbrechen. Es ist eine schändliche Handlung, die man den Ehemännern immer vorwerfen sollte, welche sie zu begehen schwach genug sind. Was mich anbetrifft, so will ich diese Dame, weil ich sie einmal geheuratet habe, auch als meine Gemah-

lin behalten.“

„D! D!“ rief der Doktor, „junger Mensch, was bedeutet dies Geschwätz! Ich glaube, du treibst deinen Spas mit mir.“

„Nein, nein, nichts weniger. Es ist mein völliger Ernst. Ich finde dies Frauenzimmer nach meinem Geschmacke, und, um die Wahrheit zu sagen, ich stehe ihr besser an, als ihr, da ihr mit Jahren belastet seyd. Folgt meinem Rathe, denkt nicht mehr an sie, weil es doch nur vergeblich seyn würde.“

„O Himmel,“ antwortete der Doktor, „was für einen Hullah habe ich gewählt! wie falsch die Menschen urtheilen! Ich hätte darauf geschworen, daß dieser hier alles gethan hätte, was ich nur wollte. Ach, ich wünschte eher, daß du damals meinen Beutel behalten hättest, als daß du izt meine Frau mir nicht wieder herausgeben willst.“

Er beschwor den Prinzen, sie ihm

wieder abzutreten, warf sich ihm selbst zu Füßen, aber so sehr er ihn auch anflehte, so viel er ihm auch sagen mochte, ihn zu bewegen, der Prinz blieb immer gleich unbeweglich. Da er sich endlich einbildete, seine Frau würde auf Maliknasirs Geist mehr Eindruck als er selbst machen, und sie selbst wünsche nichts mehr, als von ihm wieder verstoßen zu werden, so wandte er sich an sie, und sagte:

„O Quelle meines Lebens, du stehst, alle meine Bitten können nichts bei diesem jungen Menschen ausrichten. Wende du doch alle Herrschaft an, welche dein Reiz über ihn hat, um ihn zu vermögen, daß er dich meiner Liebe wieder zurück gebe.“

„O mein lieber Doktor, mein guter Gemahl,“ antwortete ihm hierauf die Dame, indem sie sich äußerst betrübt stellte, „es ist vergeblich, von ihm diese Gunst zu erwarten. Dies ist ein hartnäckiger Kopf, der sich niemals

verstehen wird, mich zu verlassen. Ach welcher Kummer mein Herz zerreißt, nicht wieder als dein Weib in deine treuen Arme zurückkehren zu können!“

Diese Worte, welche der Coja für ganz aufrichtig hielt, vermehrten nur noch sein Herzeleid. Er lag Maliknasirin von neuem an, und weinte selbst dazu. Aber seine Thränen hatten keinen besseren Erfolg als seine Bitten, der Prinz beharrte unbeweglich bei seinem Entschlusse, so daß der Doktor endlich alle Hofnung verlor, und zum Kadi gieng, wider einen so widerspenstigen Hullah sich zu beklagen. Der Kadi hingegen that nichts als ihn auslachen, und erklärte, daß die Dame ihm nicht mehr, sondern rechtmäßigerweise dem jungen Schneider angehöre, den man auf keine Weise zwingen konnte, sie von neuem zu verstoßen. Der Coja gerieth hierüber in Verzweiflung, und wollte den Verstand verlieren; er erkrankte, und die geschicktesten Aerzte

von Bagdad, gaben ihn auf.

Als er sich dem letzten Augenblick näherte, verlangte er den Prinzen zu sprechen. „Junger Mensch,“ sagte er ihm, „ich verzeihe euch, mir mein Weib geraubt zu haben. Dies stand im Buche des Schicksales geschrieben. Wißt ihr wohl noch, daß ich für euch unter dem goldenen Dache des Tempels von Mekka betete?“

„Allerdings,“ erwiderte der Prinz, „ebenfals erinnere ich mich, daß ich keine Silbe von eurem ganzen Gebete verstand, und daß ich Amen! sagte, ohne zu wissen, wovon eigentlich die Rede sey.“

„Dies hier,“ erwiderte der Doktor, „sind die eigentlichen Worte meines Gebetes: „O mein Gott! gieb, daß alle meine Güter und alles was mir am theuersten ist, eines Tages das rechtmäßige Eigenthum des jungen Menschen werden!“

„Es ist indeß wahr,“ fuhr der Cosza fort, „daß ihr mir deswegen keine so große Verbindlichkeit schuldig seyd, als ihr vielleicht glaubt, weil ich dies Gebet nicht mit gutem Willen verrichtete. Ich gestehe euch, daß ich im Sinne hatte, ein ganz anderes zu thun, aber ich weiß nicht, welche unsichtbare Macht mich fortzog, und mich jene Worte auszusprechen nöthigte. Sie giengen in vollkommene Erfüllung wie ihr sehet, weil fast alle Güter, welche ich besaß, meiner Frau angehörten, und ich sie euch mit ihrer Hand überlieferte. Ich nehme izt alle Anwesende zu Zeugen, wie es meine Absicht und mein Wille sey, daß alles, was sich nach meinem Tode als mir zugehörig finden sollte, euch als rechtmäßigen und einzigen Erben angehöre.“

Er ließ endlich dies Testament selbst schriftlich verfassen, und von Zeugen unterschreiben. Er selbst unterzeichnete es, und nach drei Tagen starb er.

Maliknafir bezog hierauf mit seinem Weibe, des Doktors Haus, und setzte sich in den Besitz von allen Gütern desselben. Er hörte auf, das Schneiderhandwerk auszuüben; kaufte eine große Anzahl von Sklaven, und dachte an nichts weiter, als an Vergnügungen und Wollüste. Ganz mit seinem Zustande zufrieden, hielt er sich für weit glücklicher, als seinen Bruder, Sultan Melek. Er sann auf nichts weiter, als auf neue Ergötzlichkeiten mit den Freunden, welche er sich unter den jungen Leuten der Stadt gemacht hatte. Aber das Glück, welches Gefallen daran hatte, ihn zu verfolgen, ließ ihn eines so süßen Lebens nicht lange genießen.

Wie er eines Abends nach Hause zurückkehrte, nachdem er den ganzen Tag über in der Stadt sich zu vergnügen zugebracht hatte, pochte er an seine Thüre. Niemand kam ihm zu eröffnen, und über die Faulheit seiner Leute ver-

wundert, verdoppelte er seine Schläge. Aber keine Antwort. „Oh! Oh!“ sagte der Prinz, „meine Sklaven müssen alle nothwendig todt, oder doch sehr fest eingeschlafen seyn;“ und er fieng von neuem an, so heftig an die Thüre zu schlagen, daß sie am Ende von selbst auffsprang.

Er trat hinein, und gieng in das Zimmer seiner Gemahlin; — wie groß war sein Erstaunen, dasselbe völlig leer zu finden, und was seine Verwundrung noch höher trieb, war, daß er umsonst das ganze Haus von oben bis unten durchsuchte, und nirgends eine Menschenseele ausfindig machte. Er begrif nicht, was er davon zu denken habe, als er bei der Zurückkunft in seiner Gemahlin Zimmer wahrnahm, daß ebenfalls die Kästchen fehlten, worin sich das Geld und die Edelgesteine befanden. Man kann sich vorstellen, unter welchen traurigen Vorstellungen er diese Nacht zubachte.

Am folgenden Morgen stellte er in der Nachbarschaft Erkundigungen an, ob man vielleicht während der Zeit, daß er sich in der Stadt belustigte, irgend eine außerordentliche Bewegung in seinem Hause bemerkt hätte. Alle seine Nachbarn versicherten, nichts ungewöhnliches beobachtet zu haben, und er erhielt von ihnen weiter nicht das geringste Licht über ein so seltsames Ereignis. Alle Nachforschungen, die er immer nur anstellen konnte, liefen eben so fruchtlos ab.

Um endlich das Maas seines Unglücks voll zu machen, fiel es dem Kadi ein, daß Maliknastir vielleicht seine Frau selbst ermordet habe, und nun so vielen Lärm darüber mache, um sein Verbrechen zu beschönigen. Er ließ daher den Prinzen in Verhaft nehmen, welcher ungeachtet seiner Unschuld, glücklich genug war, daß Gefängnis auf Unkosten seiner ganzen Habe verlassen zu können.

So befand er sich denn wieder in dem nemlichen Zustande, als vor seiner Vermählung mit der Frau des Doktors Abunavvas. Er kehrte zu seinem alten Meister zurück, und fieng wieder an das Schneiderhandwerk auszuüben. Da er von einer Stimmung war, die sich über jedes Ungemach tröstete, so hatte er bald alle seine vorhergehenden Unfälle vergessen, und fand sich so gut in seine neue Lage, als habe er gar niemals eine andere gekant.

Wie er einstens in der Bude seines Meisters arbeitete, stand ein Vorübergehender auf einmal vor derselben still, und nachdem er ihn eine Zeitlang angestarrt hatte, rief er: „dies ist der Prinz Maliknafir! Ja, er ist es selbst, den ich suche, und ich täusche mich nicht!“

Der Prinz richtete seinerseits bei diesem Ausrufe die Augen auf den Fremden, und erkannte den Schneider von Cairo, bei dem er in der Lehre

gewesen war, stand sogleich auf, und eilte ihn zu umhalsen, aber der Schneider, anstatt ihm die Arme, wie er erwartet hatte, entgegen zu strecken, wich einige Schritte zurück, warf sich nieder, küßte die Erde, und sagte:

„O mein Prinz, ich bin eurer Umarmung nicht werth. Es ist ein zu großer Zwischenraum zwischen euch, und einem Menschen, wie ich bin. Euer Schicksal hat sich geändert, und das Glück, welches euch bis izt verfolgt hat, will seine Ungerechtigkeiten nun durch die ausgezeichnetesten Gunstbezeugungen wieder gut machen.“

Maliknasir fragte ihn erstaunt um den Grund von allem, was er da sagte, und der Schneider fuhr folgendermaßen fort:

„Euer Bruder, der Sultan Meslek, ist todt. Sein Absterben erregte in Egypten gefährliche Unruhen. Der größte Theil der Großen wollte auf den Thron einen Prinzen von eurem

Stämme erheben, aber ich und meine Verwandten wiegelten das ganze Volk gegen den Adel auf, und ich stellte mich an die Spitze einer Parthei zu eurem Vortheile. „*Wah!*“, sagte ich den Großen, „wolt ihr die Krone dem rechtmäßigen Besizer derselben rauben? Der Prinz Maliknafir hat auf dieselbe die ersten und gültigsten Rechte. Ihr wißt selbst die Ursache, warum er das Reich verließ, und daß er, der Grausamkeit eines Bruders wegen, aus dem Lande zu weichen genöthiget war. Ich bin ein persönlicher Zeuge, daß er sich verkleidete, und zu einer Karavane von Pilgrimmen nach Mekka gesellte. Seit dieser Zeit habe ich nichts weiter von ihm gehört, aber ich bin darum nicht weniger fest überzeugt, daß er noch lebe. Es ist ein tugendhafter Prinz, und Gott hat ihn ohne Zweifel in seinen besonderen Schutz genommen. Gebt Morgenl. Erzähl. I 33 100 100 100

mir zwei Jahre frei, um ihn zu suchen; während dieser Zeit vertraue man dem Zepter unsern weisen Bezieren an, und wenn meine Nachforschungen vergeblich sind, so könnt ihr alsdann den Prinzen, welchen ihr igt zu krönen wünscht, zum Monarchen erklären.“

Diesem Vorschlage, von der Stimme des Volkes unterstützt, gaben endlich die Großen Gehör, man ertheilte mir eine Frist von zwei Jahren, um euch zu suchen; schon ist eins von diesen verstrichen, während daß ich euch in den berühmtesten Städten auffpüre, und ohne Zweifel hat der Himmel selbst mich hieher geleitet, um mir das Glück zu verschaffen, euch anzutreffen. Laßt uns eilen, gnädigster Herr, euch dem Volke zu zeigen, das euch erwartet, um euch auf den Thron eurer Vorfahren zu erheben!“ Maliknasir dankte dem Schneider für seine zärtliche Anhänglichkeit, versprach ihm, seiner Dienste bei der ersten Gelegenheit einge-

denk zu seyn, und noch am nemlichen Tage machten sie sich nach Groß-Cairo auf den Weg.

Hier gab der Prinz Maliknafir sich sogleich zu erkennen, und diejenigen Großen, welche am heftigsten darauf bestanden hatten, ihn vom Throne zu entfernen, waren izt die eifrigsten, ihm die Krone aufzusetzen. Er ward zum Sultan ausgerufen, und erhielt von allen seinen Beys die gewöhnlichen Glückwünschungen zu seiner Thronbesteigung.

Eine von den ersten Sorgen des Prinzen war, den Schneider zu belohnen; er ließ ihn zu sich hohlen, und sagte ihm: „O mein Vater, denn ich kann euch keinen andern Namen beilegen, nach dem großen Dienste, den ihr mir geleistet habt, bin ich euch eben so viel Verbindlichkeit als meinem Vater, den Sultan Calun, schuldig. Wenn er mir mit dem Leben das Recht zur

Nachfolge gab, so hatten meine Unfälle mich dieser Ansprüche verlustig gemacht, und ohne eure Unterstützung hätte ich sie niemals gültig machen können. Es ist billig, daß ich euch jetzt meine Dankbarkeit zeige. Ich ernenne euch daher zu meinem Großvezier. Eure Anhänglichkeit und Klugheit verdienen nicht weniger!"

„Gnädiger Herr,“ antwortete ihm der Schneider, „ich danke eurer Majestät für die Ehre, welche ihr mir erweisen wolt, und bitte euch mich zu entschuldigen, wenn ich sie unterthänigst ausschlage. Ich bin nicht dazu geboren, einen solchen Posten zu bekleiden; Er verlangt eine große Anzahl von Talenten, wovon ich kein einziges besitze. Ihr nehmt blos auf die Gnade Rücksicht, welche ihr für mich hegt, und denkt nicht an meine völlige Unfähigkeit zur Ministerschaft. Wenn zum Unglücke die Angelegenheiten eures Reiches übel ausschlugen, so wür-

de das ganze Volk mich verwünschen, und zugleich euch tadeln, daß ihr aus einem guten Schneider einen schlechten Bezler gemacht hättet. Ich bin nie so ehrgeizig gewesen, Ansprüche auf eine hohe Ehrenstelle zu machen, deren ich nicht werth bin, und wenn eure Majestät mir Gutes thun will, so thun sie es, ohne das Glück und die Ruhe ihrer Unterthanen in Gefahr zu setzen, und geben zum Beispiel Befehl, daß ich allein das Recht haben solle, für Sie und den ganzen Hof Kleider zu machen. Ich will lieber euer Schneider als euer erster Minister seyn, weil es zur guten Ordnung nothwendig ist, daß jedermann das Handwerk verstehe, das er ausüben will.“

Der Sultan war zu klug, um nicht zu begreifen, der Schneider habe vollkommen Recht. Er überhäufte ihn daher mit Geschenken, gab ihm die Stelle eines Hofschneiders, und verbot bei harter Strafe, daß kein anderer Mei-

ster in Cairo sich unterfangen solle,
 für einen seiner Hofleute zu arbeiten.
 Szt wandte der Sultan Maliknasir
 alle seine Zeit und Kräfte, auf die
 Angelegenheiten seines Reiches, und
 beschäftigte sich damit besonders, den
 Gesetzen die Kraft und das Ansehen
 wieder zu verschaffen, welche sie unter
 der Herrschaft seines Bruders Melek
 gänzlich verloren hatten. Er erwarb
 sich die Liebe aller seiner Veyn, und
 bezeichnete jeden Augenblick seiner
 Regierung mit irgend einer dem Volke
 nützlichen und angenehmen Handlung.
 Eines Tages kam der Cadi der
 Stadt, dem jungen Monarchen seine
 Aufwartung zu machen, und sagte zu
 ihm: „ich habe drei Sklaven in Ver-
 haft nehmen lassen, weil man sie be-
 schuldigt, einen christlichen Kaufmann
 ermordet zu haben. Zwei davon haben
 schon ihr Verbrechen gestanden, und
 die verdiente Strafe empfangen. Aber
 der dritte setzt mich in Verlegenheit,

weil er behauptet, er sey unschuldig, aber verdiene den Tod. Ich ersuche eure Majestät, mir zu sagen, was ich mit diesem Menschen anfangen solle.“

„Ich will selbst mit ihm sprechen,“ antwortete der Monarch, „und ihn auszufragen suchen. Diese Ausdrücke, welche einen Widerspruch zu enthalten scheinen, bedürfen einer nähern Erklärung. Man führe ihn zu mir!“

Der Cadi entfernte sich, und kam bald wieder mit dem Sklaven und dem Nachrichter zurück. Kaum warf der Monarch die Augen auf ihn, als er auch in ihm einen von denen Sklaven erkante, welche ihm in Bagdad gedient haben. Doch ließ er sich nichts davon merken, daß er ihn kenne, und sagte:

„O Unglücklicher, man klagt dich an, daß du einen Menschen umgebracht hast.“

„Gnädigster Sultan,“ antwortete der Sklav, „ich bin unschuldig, aber verdiene den Tod.“

„Wie läßt sich das vereinigen; was du da sagst?“ versetzte Maliknafriz, „wenn du unschuldig bist, so verdienst du den Tod nicht; und wenn du den Tod verdienst, so kannst du nicht unschuldig seyn.“

„Und doch ist es so,“ sagte der Sklav. „Eure Majestät wird sich das von selbst überzeugen, wenn sie geruhen will, die Erzählung meiner Geschichte anzuhören.“

Der Monarch nickte ihm die Gewährung dieses Gesuches zu, und er fuhr folgendermassen fort:

„Gnädigster Herr, ich bin aus Bagdad gebürtig, und diente einem jungen Manne, welcher Schneider gewesen war, und nachher einziger Erbe eines reichen Cojas wurde. Es war ein junger Mensch von sehr schönem Buchse, und was die Gesichtszüge anbetriß, so gestehe ich eurer Majestät, sie gleichen den eurigen so sehr, daß ich niemals in meinem Leben eine voll-

kommenere Ähnlichkeit gesehen habe. Ich glaube ihn vor meiner zu haben, wenn ich euch anblicke.

Er besaß eine Gemahlin von seltner Schönheit, liebte sie, und würde sie glücklich gemacht haben, wenn sie ein wenig Vernunft besessen hätte. Aber es fehlte ihr sehr hieran. Eines Tages zog sie mich bei Seite, und sagte mir, daß sie Geschmack an mir fände, und daß, wenn ich sie entführen wolte, wir mit einander nach Basora gehen könnten. „Daselbst werden wir glücklich und bequem mit einander leben,“ setzte sie hinzu, „weil ich alle meine Edelgesteine und mein Gold mitnehmen will.“

Ich verwarf den Antrag, und sagte: „Nein, meine Gebieterin, verzeiht mir, ich kann mich nicht entschließen, meine Pflicht zu verletzen, und einen Herrn zu verrathen, der mir nichts als Gutes gethan hat.“ Sie lachte mich mit meinem Widerstande aus.

und überwältigte meine Schwierigkeiten mit Liebkosungen. Es blieb uns nichts weiter übrig, als unser Vorhaben mit so viel Schleunigkeit auszuführen, daß selbst der verlassene Gemahl auf keine Weise unseren neuen Aufenthaltort herausbringen konnte.

Als er eines Tages daher in der Stadt seinen Vergnügungen nachgieng, und wir wußten, daß er nur erst sehr spät Abends nach Haus kommen würde, zog sie alle Bedienten bei Seite, und gab jedem eine Handvoll Gold, indem sie dem einen sagte: „Geht nach Damaskus, und kauft mir Cua, und Surme, welcher sich daselbst vortreflich findet, — zu einem anderen: „Macht euch nach Mekka auf den Weg, weil ich ein Gelübde gethan habe, dahin einen Pilgrim zu senden, — kurz sie ertheilte allen Aufträge, welche Jahre Zeit erfoderten, und ließ einen jeden auf der Stelle abreisen. Als wir uns endlich allein befanden, rasten wir al-

le Kostbarkeiten zusammen, machten uns bei der anbrechenden Dämmerung aus dem Staube, schlossen die Thüre des Hauses zu, zogen den Schlüssel ab, und nahmen den Weg nach Vasora.

Wir eilten die ganze Nacht und die Hälfte des anderen Tages fort, ohne uns irgend wo aufzuhalten. Da sich hierauf gegen Mittag die Dame von Müdigkeit gänzlich niedergedrückt fand, so setzten wir uns am Rande eines Sees nieder, dem ein prächtiger Pallast gegenüber lag. Wir betrachteten ihn, und zogen aus dem daran herrschenden Aufwande den Schluß, daß er einem großen Prinzen angehören müsse, als wir eben daraus einen jungen Menschen in Begleitung einer großen Menge Sklaven hervortreten sahen, von denen zweie auf den Schultern Neze trugen.

Da er gerade auf den Teich zukam, so standen wir auf, um uns zurück zu

ziehen. Aber der junge Mann, welcher schon die Dame erblickt hatte, eilte, uns näher zu kommen. Er grüßte sie, und sie dankte seinem Gruße. Er begrif sehr wohl, daß sie der Ruhe bedürfe, und bot ihr seinen Pallast an, indem er hinzusetzte; er nenne sich Prinz Machmud, und sey der Neffe des Königs von Basora.

Sie schlug sogleich den Schleier zurück, um den Prinzen sehen zu lassen, daß sie sehr wohl das Kompliment verdiene, welches er ihr mache. Ubrigens nahm sie sein Anerbieten an, und es dächte mir, sie blickte mit Wohlgefallen auf ihn. Zu gleicher Zeit machte ich die Beobachtung, daß sie eine heftige Leidenschaft in ihm erzeuge, und zog hieraus traurige Schlüsse für die Zukunft, und meine Besorgnisse, welche dies unglückliche Zusammentreffen erregte, waren, wie man sehen wird, nicht ohne Grund.

Machmud hatte es gänzlich verges-

sen, daß er gekommen sey, um Fische zu fangen, und dachte igt an nichts weiter, als an die Dame. Er führte sie in den Pallast, und eröffnete ihr ein prachtvollcs Gemach. Sie setzte sich auf ein Sopha, und nachdem der Prinz dicht bei ihr Platz genommen hatte, fiengen sie mit leiser Stimme ein Gespräch an, das ununterbrochen fort dauerte, bis daß ein Bedienter hereintrat, dem Prinzen zu melden, man habe zur Mahlzeit aufgetragen.

Machmud nahm die Dame bei der Hand, und führte sie in ein anderes noch weit prächtigeres Gemach, wo sich eine Tafel mit drei Gedecken, und einem Kredenzische befand, von oben bis unten mit massivgoldenen Geschirren besetzt, in denen der köstlichste Wein funkelte. Ein Sklave trug Sorge, mit immer zu trinken zu reichen, und zwar in solchem Maasse, daß, wenn ich meinen Becher kaum ausgeleert hatte, er ihn wieder von ueuem bis an den Rand

anfüllte. Der Weindunst stieg mir sehr bald zu Kopfe, und ich schlummerte, ohne mich zurückhalten zu können, auf meinem Kissen ein.

Als ich am folgenden Tage erwachte, erstaunte ich gar sehr, mich am Rande des nemlichen Teiches wieder zu finden, wo ich gestern gewesen war. „Wahrscheinlich,“ sagte ich zu mir selbst, „haben die Bedienten des Prinzen Nachrud mich hierher getragen, um sich einen Spaß mit mir zu machen.“ Ich stand daher auf, kehrte zum Pallaste zurück, und nachdem ich auf die Thüre gepocht hatte, erschien ein Bedienter, um mich zu fragen, was ich verlange?

„Ich will“ antwortete ich, „die Dame sprechen, welche sich in diesem Pallaste befindet.“

„Hier ist keine Dame,“ erwiederte er, indem er mir die Thüre vor der Nase zuwarf.

Wenig von dieser Antwort befrie-

digst, klopfte ich von neuem an, derselbe Sklave eröffnete mir, und schrie mit barscher Stimme: „was wollt ihr?“

„Kent ihr mich denn gar nicht?“ sagte ich, „ich bin derjenige, welcher die schöne Dame begleitete, die gestern hier ins Schloß gekommen ist.“

„Ich versichere euch,“ antwortete er mir, „daß ich euch in meinem ganzen Leben nicht mit Augen gesehen habe, noch daß jemals eine Dame hier ins Schloß gekommen ist. Ihr müßt wohl träumen, guter Freund. Geht weiter, schlaft aus, und klopft nicht noch einmal an, denn es möchte euch sonst übel bekommen!“

Mit diesen Worten schlug er noch einmal die Thüre zu. „Was soll ich hiervon denken?“ sagte ich alsdann zu mir selbst, „schlafe ich in der That noch! nein, denn es war sicherlich kein Traum, was sich gestern in diesem Pallaste ereignete. Nichts war wirklicher. — Ach! ich errathe den Grund von allen diesem-

Die Leute des Prinzen, welche mich in meiner Trunkenheit an den Rand des Teiches getragen haben, wollen ohne Zweifel sehen, wie ich diesen Scherz nehmen werde.“

Diesem Vernunftschlusse gemäß, pochte ich wirklich ein anderes Mal an, und derselbe Mensch eröffnete mir wieder die Thüre. Aber zugleich Zeit fuhren drei oder vier andere Sklaven mit großen Knütteln heraus, und reichten mir damit soviel Prügel, daß sie mich halbtodt auf dem Boden zurückließen.

Nachdem ich meine Sinne wieder erhalten hatte, fieng ich mein Abentheuer reiflicher zu erwägen an, und da mir das, was am vorigen Tage über Tafel zwischen dem Prinzen und der Dame vorgefallen war, in das Gedächtniß zurückkam, so begrif ich zuletzt, daß man sich meiner habe entledigen wollen. Ich begann daher meinen Unstern anzuklagen, und die Dame

mit Verwünschungen zu beladen; aber ich schwöre eurer Majestät, daß ich mich weniger über meinen izigen elenden Zustand als darüber betrübte, meinen guten Herrn verrathen zu haben. Von meinen Gewissensbissen gefoltert, entfernte ich mich von jenem heillosen Pallaste, und, ohne zu wissen wohin ich gehen sollte, irrte ich von Stadt zu Stadt, bis ich nach Cairo kam, wo ich gestern Abend anlangte.

Die Nacht brach heran, ich gieng in den Straßen auf und ab, sehr verlegen eine Schlafstelle zu finden, und stieß endlich auf zwei, welche in einem Winkel einen dritten angefallen hatten. Dieser, welcher, wie man mir nachher sagte, ein christlicher Kaufmann war, schrie sehr heftig um Hilfe. Die Muechelmörder, welche die Hinzukunft der Wache befürchteten, liefen nach der Seite zu, wo ich herkam, und in diesem nemlichen Augenblicke, daß sie bei Morgenl. Erzähl. K

mir hindurchwischen wollten, kamen die Häfcher auf sie los. Sie glaubten, ich gehöre zu diesen Spizbuben, und führten mich ins Gefängniß mit ihnen. — „Dies ist“ schloß der Sklave von Bagdad, was ich eurer Majestät zu erzählen hatte. Ich bin unschuldig am Mord, den man mir aufbürden wollte, aber verdiene den Todt, weil ich fähig gewesen bin, meinen Herrn zu verrathen, und den Worten eines Weibes zu trauen.“

Nachdem der Sultan Maliknasse über diesen Bericht einen Augenblick nachgesonnen hatte, ließ er den Sklaven in Freiheit setzen. „Geh!“ sagte er, „ich verzeihe dir, weil du es bezeuget hast, deine Pflicht verletzt zu haben. Ein anderes Mal nimm dich sorgfältig gegen die Versuchungen der Weiber deines Herrn in Acht, und laß dir es nicht wieder einfallen, sie entführen zu wollen.“

Ist der üblen Aufführung seiner

Gemahlin vollkommen gewiß, dankte er dem Himmel, daß er ihn auf diese Art von ihr befreiet habe. Er verheurathete sich mit einer Prinzessin von einer vollkommenen Schönheit, und erhielt einen Prinzen mit ihr. Das ganze Volk von Cairo feierte dies angenehme Ereigniß mit Festlichkeiten, welche vierzig Tage dauerten.

Kein Sultan von Egypten ward jemals von seinen Unterthanen so sehr als Maliknafir geliebt. Aber auch kein anderer hatte sich die Mühe genommen, seine Herrschaft so sanft und nützlich zu machen als er. Die Stadt Cairo war, ungeachtet ihres unermesslichen Umfangs vollkommen gut beherrscht. Die Polizei war auf einem so vortreflichen Fuße, daß man von keiner Unordnung hörte, und der Sultan selbst, um allenthalben ein wachsames Auge zu haben, gieng oft des Nachts verkleidet mit seinem Großvezire umher.

Als er eines Abends bei einem Pallaste durchgieng, hörte er darinn ein Geheul, welches dem Schreien eines Frauenzimmers glich, das man übel behandelte. Er hatte gerade einige Leute von seiner Leibwache bei sich, ließ daher einen derselben an die Thüre pochen, sie im Namen des Monarchen eröffnen, und trat in Begleitung des Großvezieres und seines anderen Gefolges hinein.

Sie hörten hier das Geheul noch deutlicher, giengen darauf zu, und gelangten zu einem Saale, wo sie zu ihrem größten Erstaunen ein ganz nackendes und blutiges Frauenzimmer von zwei starken Sklaven mit Ruthen gepeitscht, und einen jungen Menschen dabei stehen sahen, welcher an dieser Szene sehr großes Vergnügen zu haben schien.

Bei der Erscheinung des Sultans hielten die beiden Sklaven in ihrer barbarischen Beschäftigung ein, die Dame

keng an Athem zu hohlen, und der Monarch erkante sie, ungeachtet ihrer gänzlich verstellten Gesichtszüge für das Frauenzimmer, welches er in Bagdad geheurathet hatte. Er verstellte sich indes, und fragte blos, warum man dies Weib auf eine solche Art-behandle?

Der junge Mensch, welcher von seinen Leuten gehört habe, es sey der Sultan von Egypten, der zu ihm rede, eilte hierauf sich ihm zu Füßen zu werfen, und sagte: „Snädigster Herr, ich bin der Gemahl dieser Unglücklichen, welche ihr hier sehet. Wenn eure Majestät mit den Ursachen meines Zornes bekant wären, so bin ich überzeugt, sie würden mir in Rücksicht dessen Beifall geben, was ich gethan habe.“

„Sage sie mir,“ antwortete der Sultan, „und ich werde dir alsdann meine Meinung eröffnen.“

„Snädigster Herr,“ fuhr der junge Mann fort, „ich bin der Neffe des Königs von Basora, und nenne mich

Prinz Nachmud. Ich befand mich in einem Pallaste, den ich einige Meilen von Bagdad besitze, und verließ ihn eines Abends mit einem Theile meiner Leute, um mich mit der Fischerei zu belustigen; als ich diesem Frauenzimmer in Begleitung eines Menschen begegnete, welcher die Miene eines Sklaven hatte. Ich grüßte sie, und da sie mir ermüdet vorkam, so bat ich sie, mit mir in den Pallast zu kommen, und daselbst einige Erfrischungen zu sich zu nehmen.

Sie willigte darinn ein. Ich fragte sie, wer sie sey und wohin sie gehen wolle. Sie antwortete mir, daß ihr Vater Offizier des Califen wäre, daß sie in der Nacht sein Haus verlassen habe, um einer gedrohten Heurath mit einem alten Beziere zu entgehen, und daß sie sich izt nach Basora mit diesem Sklaven begeben wolle, von dem sie sich habe begleiten lassen.

Das Gold und die Edelgesteine,

die sie bei sich trug, machten, daß ich ihren Worten leicht Glauben beimas: „Meine schöne Dame,“ antwortete ich ihr, „wenn ihr Lust habt, hier bei mir zu bleiben, so verspreche ich euch, daß ihr euch in vollkommener Sicherheit befinden werdet.“

„Ich bin damit nicht übel zufrieden,“ erwiederte sie, „aber in diesem Falle ist es nothwendig, daß ihr meinen Sklaven umbringen laßt, damit er nicht wieder nach Bagdad zurückkehren, und daselbst meinen Aufenthaltsort verrathen könne.“

Ob die Klugheit es gleich wollte, daß ich hierin die Wünsche der Dame erfüllte, so konnte ich mich doch auf keine Weise dazu entschließen. Ich begnügte mich, meinen Leuten den Befehl zu ertheilen, daß sie den Sklaven trunken machen, ihn in diesem Zustande zum Pallaste hinaustragen, und wenn er hernach wieder anpoche, sich stellen sollten, ihn nicht zu kennen, und daß man

ihm einige Stockschläge im höchsten Nothfalle geben möge. Man führte es aus, wie ich es angeordnet hatte, und der Sklave entfernte sich. Die Dame aber überredete ich, man habe ihn in einen Abgrund gestürzt; und aus Besorgniß, der Sklave möchte wirklich zu ihrem Vater zurückkehren seyn, und ihm den Aufenthaltort seiner Tochter angezeigt habe, verließ ich wenige Tage darauf den Pallast, und begab mich mit ihr nach Basora.

Wir lebten daselbst, einer mit dem andern vergnügt, als ich erfuhr, daß der Calif aus Gründen, welche man nicht angab, den König von Basora, meinen Oheim absetzen, und nebst allen Prinzen seines Blutes erdrosseln lassen wollte. Bei dieser Nachricht raffte ich alle meine Kostbarkeiten zusammen, entwich bei Nachtzeit aus Basora, und kam mit diesem Frauenzimmer hieher, um in Frieden zu leben.

Niemals hatte ich sie mit so glü-

hender Zärtlichkeit geliebt, ich dachte an nichts anderes als ihr zu gefallen. las ihr alle Wünsche aus den Augen, und heurathete sie zuletzt gar, um sie mit einem noch festeren Bande an mich zu knüpfen. Und dessenungeachtet hat die Undankbare die Kühnheit gehabt, einem meiner Sklaven heute den Auftrag zu thun, daß sie, wenn er mich ermorden wolle, ihm folgen würde, wohin er nur sie zu führen Lust haben könnte. Aber der Sklave war mir getreu, und machte mir kein Geheimniß aus diesem entsetzlichen Vorschlage. Mich machte er schauern, und um dieses nichtswürdige Weib nach Gebühr zu bestrafen, entschloß ich mich, es alle Tage bis aufs Blut peitschen zu lassen.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn der Sultan, ohne sich weiter merken zu lassen, wie vielen persönlichen Antheil er daran nehme, „ein Geschöpf von einem so abscheulichen Charakter, verdient eine ganz andere Strafe. Es ist

untwürdig zu leben. Es ist ein Ungeheuer, von dem man die Erde nicht schnell genug reinigen kann."

Mit diesen Worten gab er Befehl, daß sie sogleich ersäuft werde, sein Befehl ergriff sie, und stürzte sie in den Nil. Ihr Körper ward vom Strome fortgerissen, und blieb endlich zwischen dem Rohre eines Canales bei einer sehr volkreichen Stadt hängen. Da man seiner nicht gewahr wurde, so theilte er hier ungestört der Luft eine so ansteckende Fäulniß mit, daß eine Pest entstand, welche dreißigtausend Einwohner hinwegraffe.

Ein Name, der in der Geschichte, von dem Namen

Rutbedin und Gulruck.

Goldene Rübe

**L' uomo, che ha giudizio, non precipita
nelle risoluzioni.**

Goldoni, L'Erede fortunata.

Kutbedin und Gulruck.

Ein König von Sorien, Namens Kutbedin, hatte einen Bezier, welcher sich mit einer reizenden Sklavin aus Kaschmir verheurathete, und mit ihr eine Tochter von wunderbarer Schönheit erzeugte, die man deshalb Gulruck* nannte. Da der Monarch von ihr oft hatte reden hören, so ward er begierig sie zu sehen, und verliebte sich so sehr, daß er sie zu sich in den Pallast nahm, und daselbst mit aller nur ersinnlichen Sorgfalt auferziehen ließ.

Nach Maaßgabe, daß das Mädchen heranwuchs, nahm auch des Königs Neigung zu, und ward zuletzt eine heftige Leidenschaft. Wenn dieser Prinz nur einen Augenblick von Gulruck entfernte

* Das ist, Rosenwange.

war, so fühlte er sogleich die peinlichste Langeweile; kurz, er konnte am Ende nicht mehr ohne sie leben.

Der Vater und die Mutter dieses schönen Mädchens liebten es überdem mit einer mehr als gewöhnlichen Zärtlichkeit, und hatten sehnlichst gewünscht, ihr Kind oft um sich zu haben, aber die Besorgniß, ihrem Monarchen zu mißfallen, hielt sie ab, dazu seine Einwilligung zu suchen.

Eines Tages trug es sich zu, daß Kutbedin mit einigen seiner Großen zusammenspeiste, und sich betrank. Und da er in seiner Trunkenheit die kleine Gulruck unschuldigerweise mit einem jungen Pagen spielen sah, so bemächtigte sich seiner eine so eifersüchtige Wuth, daß er den Nachrichten kommen ließ, die Schlage dieses Mädchen den Kopf ab, sagte er ihm, indem er auf Gulruck zeigte, und bringe mir ihn ins Gemach.

Der Nachrichter führte gehorsam dies schuldlose Schlachtopfer aus dem Pallaste, um es zu köpfen; einige Zeit darauf kam er mit einem abgehauenen und blutigen Kopfe zurück, und überreichte ihn dem Monarchen, welcher sagte: „Geh mir damit aus den Augen, ich bin mit dir zufrieden, und befehle, daß man dir ein Ehrenkleid reiche, weil du meinem Befehle so treulich gehorcht hast.“

Als am folgenden Morgen darauf dieser Prinz seine Trunkenheit ausgeschlafen hatte, fragte er, wo sich Gulruck befinde? Man antwortete ihm: „Euer Majestät haben in der verwichenen Nacht dem Nachrichter Befehl gegeben, ihr den Kopf abzuschlagen. Er hat euch gehorsamet! und denselben nachher nebst dem Leichname in den Fluß geworfen.“

Bei dieser Nachricht gerieth der Monarch in eine völlige Verzweiflung, zerriß seine Kleider, und brach in Ge-

heul und Klagen aus. Er bereute es schmerzlich, den ersten Eingebungen seiner Eifersucht Gehör gegeben zu haben, und schloß sich an einem entlegenen Orte ein, um seinem Schmerze ungestört freyen Lauf zu verstaten.

Der Bezier, Gulrucks Vater, machte ihm unter diesen Umständen einen Besuch. So wie der König seiner ansichtig wurde, verdoppelten sich nur sein Jammer und seine Thränen. „Ach, Bezier,“ rief er, „was hab ich gethan! Eure unglückliche Tochter —“

Er war nicht im Stande zu enden. Sein Schluchzen und seine Seufzer unterbrachen ihn. Ebenfalls der Bezier seufzte so, weinte, und entfernte sich, ohne weiter eine Sylbe zu antworten. Kutbedin that zwei ganze Monate hindurch nichts anderes, als ächzen und sich betrüben. Die Nächte brachte er hin, ohne ein Auge zuschließen zu können, und sagte ohne Aufhören: „O Himmel, gieb daß ich sterbe! Mir ist

das Leben unerträglich, da ich meine theure Gulruck verlohren habe.“ Er unterließ endlich sich mit den Angelegenheiten seines Reiches zu beschäftigen, und ward von Tage zu Tage elender und magerer. Sein Verstand, der mit seiner Gesundheit unmerklich abnahm, näherte sich endlich einem Zustande von Wahnsinn, als sein Bezier zu ihm ins Zimmer trat, und sagte:

„König der Welt, wie lange wollt ihr euch einem so übermäßigen und vergeblichen Schmerze überlassen? ich bin Vater, und doch hat die Zeit mich schon getröstet.“

„Ach! Bezier,“ antwortete Rutbedin, „wie wenig Fühlbarkeit besitzt eure Seele! Mich kann niemals etwas in der Welt trösten. Dieselbe Zeit, welche so wirksam gewesen ist, euren Kummer zu mildern, hat mich für den meinigen nur noch empfindlicher gemacht. Es ist unnütz, daß ihr mir einen Rath

Morgenl. Erzähl. 8

geben wollt. Ich mag durchaus keinen anhören. Regiert nach eurem Gutbefinden meine Staaten, wählt euch einen andern Herrn, ich kann an nichts mehr Antheil nehmen. Ich thue Verzicht auf mein Reich, und verabscheue das Tageslicht, weil Sulruck es nicht mehr mit mir theilt. O Sulruck, Seele meines Lebens, was ist aus dir geworden? Ich werde dich nun nicht mehr auf meinem Schooße wiegen; ich habe nun nicht mehr die Glückseligkeit, deinen Reiz zu bewundern, welcher ohne Gleichen war, und mich allein erheitern konnte.“

Bei diesen Worten warf sich der König auf die Erde, und begieng tausend sinnlose Handlungen. „Gnädiger Herr,“ sagte ihm hierauf der Bezier, „Eure Majestät befindet sich in einem sehr traurigen Zustande. Wenn Gott, von eurem Schmerze zum Mitleiden bewegt, euch meine Tochter wieder gäbe, mit was für Augen würdet ihr sie be-

trachten? Würdet ihr derselben ihren Fehltritt verzeihen?"

„O Himmel!“ rief Kutbedin, wie groß wäre mein Entzücken, wenn er für mich dies Wunderwerk thäte! Ich schwöre, daß ich Gulruck sogleich heurathen würde, wenn er sie meiner Zärtlichkeit zurückgäbe.“

„Gut dann! tröstet euch, gnädiger Herr!“ erwiederte der Bezier. „Ihr werdet sie wieder sehen.“

In derselben Zeit rief er Gulruck laut beim Namen, und sogleich trat auch dies reizende Mädchen ins Zimmer, von ihren reichen Kleidern noch schöner gemacht, und blühender und frischer, als die Blume, deren Namen sie führte.

Sobald der Monarch ihrer ansichtig wurde, sank er ohnmächtig zu Boden, und die ausschweifende Freude raubte ihm beinahe das Leben, welches ein wüthender Schmerz nicht hatte verlöschen können. Der Bezier, der ihm

sogleich zu Hülfe eilte, hatte Mühe ihn mit den stärksten Wassern wieder zu sich zu bringen. Aber es war Gulruck besonders, deren Liebkosungen ihn erweckten, er umarmte den einzigen Abgott seiner Seele mit einem Entzücken ohne Sprache, dann seinen Bezier, und fragte ihn zuletzt, durch welchen feinen Kunstgrif er Gulruck dem ungerechten Tode habe entziehen können, wozu er sie in seiner Trunkenheit verdammet hatte.

„Gnädiger Herr,“ antwortete ihm der Bezier, „man benachrichtigte mich noch in Zeiten von dem grausamen Befehle, den ihr ertheilt hattet. Ich eilte zum Nachrichter, und machte ihm begreiflich, daß ihr nur in der Trunkenheit ihm diesen Auftrag gegeben hättet, und daß ihr ihn unfehlbar nachher bereuen würdet,“ „Geh,“ sagte ich ihm, „in die Gefängnisse der Stadt, schlaege irgend einem Frauenzimmer, das zum Tode verdammet ist, den Kopf ab,

und überbringe ihn dem Monarchen, welcher in seinem izzigen Zustande den Betrug nicht bemerken wird.“ Der Nachrichten folgte mir, ich versteckte meine Tochter, ihr habt sie für todt gehalten, und bevor ich sie euch wieder geben wollte, nahm ich mir vor, von eurer Zärtlichkeit überzeugende Beweise zu haben. Dies war der schuldlose Kunstgriff, mit dem ich eurer Leidenschaft zu dienen mich bemühet habe.“

Rutbedin lobte die Klugheit seines Bezieres, überhäufte ihn mit Wohlthaten, machte feyerlich Gulruck zu seiner Gemahlin und Königin von Sिरien, und lebte mit ihr, den Ueberrest seiner Tage hindurch, immer in Eintracht und Ruhe.

aus überbringe den dem Bismarck
 wieder in seinen eignen Namen der
 Herrschaft nicht begeben werden
 Bismarck'sche Folge mit, die
 meine Tochter, die nachher die
 haben, und Tochter ist die eine
 geben wollte, nahm ich nicht an,
 einer Gattin die ich nicht
 in der Bedienung der Tochter
 zu sein, mit dem Vater
 nicht zu einem andern
 der Kaiserin habe die Tochter
 Bismarck'sche über die ihn
 ihren, meine Tochter, die
 keine Gattin und König von
 ein, und habe mit der
 jeder Tage durch, immer in
 tracht und Ruhe, die
 die Tochter
 die Tochter
 die Tochter
 die Tochter
 die Tochter

Il est en terre on n'a rien vu
le plus, et il n'est point d'homme
qui ne soit à l'aise

Zadig.

Paris chez la Citoyenne Lesclapart, Palais National, ci-devant des Arts, ci-devant de la Nation, ci-devant de la Liberté, ci-devant de la Constitution, ci-devant de la République, ci-devant de la Liberté, ci-devant de la Nation, ci-devant de la Constitution, ci-devant de la République.

Il est un terme où nulle raison ne résiste plus, et il n'est point d'homme au monde dont le bon - sens soit à toute épreuve.

Rousseau, nouv. Heloise. I.

Zadig.

Eines Tages erzählte man dem Can der Tartaren Logalbimur, daß sich in seinen Staaten ein Mann befinde, welcher dem Lügen Todfeind sey, und sein ganzes Leben hindurch die Wahrheit gesagt habe. Der Can wollte durchaus einen so seltenen Mann immer neben sich haben, rief ihn an den Hof, und gab ihm die Oberstallmeisterstelle.

Ein Höfling von so ungewöhnlichem Schlage machte sich bald Feinde und Neider, welche sich zu seinem Untergange verschworen. Aber der Monarch, ein Prinz der sich nicht leicht

überlisten ließ, und ehe er urtheilte, immer mit eigenen Augen sehen wollte, prüfte seinen Oberstallmeister bei verschiedenen Gelegenheiten, und fand ihn allenthalben so gleich aufrichtig, daß er ihm den Namen: Zadig, oder des Wahren, ertheilte.

Zadig hatte unter allen seinen Feinden keinen mehr erbitterten, als den Bezier Tangei. Es giebt keinen Kunstgriff und keine List, welche er nicht angewandt hätte, den armen Zadig in den Augen seines Herrn verdächtig zu machen. Da ihm aber von allem gar nichts gelingen wollte; so konnte er sich nicht enthalten, einen so herzbrechenden Verdruß einmal in Gegenwart seiner Tochter Hoscendam laut werden zu lassen.

„Wie unglücklich ich bin!“ sagte er zu ihr, „ich habe hundert alte verschmizte Hofleute gestürzt, und kann nicht mit der Ungnade eines Neulings zu Stande kommen, welcher kaum den

Hof betreten hat. Zadig triumphirt über alle meine Anstrengungen, ihm seinen Untergang zu bereiten!"

Hoschendam, welche eben so nichts würdig, als ihr Herr Vater war, anstatt daß sie ihn hätte ermahnen sollen, dem Glücke des armen Zadigs, der niemanden etwas zu leide that, nichts weiter in den Weg zu legen, antwortete ihm:

„O mein Vater, hört auf euch zu betrüben! Wenn ihr Zadigen durchaus beim Monarchen in Ungnade stürzen wollt, so habt ihr diese Angelegenheit nur meinen Händen anzuvertrauen.“

„Wie so, meine Tochter?“ erwiderte der Bezier, „und was denkt ihr hierbei zu thun?“

„Fragt mich nicht weiter darnach!“ sagte jene. Gebt mir bloß die Erlaubniß, dem Oberstallmeister einen Besuch abzustatten, ich verspreche euch, es so einzurichten, daß er dem Can eine Unwahrheit ins Gesicht sagen soll.“

„Thut, was ihr wollt, meine Tochter,“ antwortete ihr der Bezier, von seinem Grolle hingerissen. „Ihr habt die Erlaubniß zu allem. Wenn ihr mir euer Versprechen nur haltet, so kömmt es mir weiter nicht auf den Preis an.“

Hoschendam dachte nun auf nichts, als auf die Ausführung des von ihr entworfenen Planes. Sie bereitete sich dazu nach Möglichkeit vor, zog ihre reichsten Kleider an, schmückte sich mit ihren kostbarsten Edelgesteinen, färbte sich die Augenbrauen mit Vesme,* und die Augenlieder mit Susme,** und vergaß auch nicht wohlriechende Wasser und Salben. Kurz, nachdem sie alles, was nur die Kunst erfinden kann, angewandt hatte, ihre natürlichen Reize zu erheben, und sichtbarer zu machen, verließ sie in einer Nacht das Haus ihres Vaters, von vielen Sklaven begleitet, welche ihr bis zum Pallaste des Oberstall-

* Welcher schwarz färbt.

** Zubereitetes Spießglas.

meisters Gesellschaft leisteten.

An der Thüre verabschiedete sie dieselben, klopfte an, und man kam um ihr aufzumachen. Sie sagte alsdann, daß sie Zadigen eines Geschäfts von Wichtigkeit halber zu sprechen habe. Man ließ sie hineintreten, und führte sie in das Staatszimmer des Oberstallmeisters. Sie fand denselben hier auf einem erhöhten Sopha ausgestreckt; nachdem sie ihn begrüßt hatte, legte sie den Schleier ab, womit bis daher ihr Antlitz bedeckt gewesen war, und nahm dicht neben ihm Platz.

Zadig, der in seinem ganzen Leben, und nicht einmal im Traume, ein so schönes Geschöpf gesehen hatte, erstaunte so sehr bei diesem Anblick, daß er völlig verstummte. Die Dame ihrerseits, welche ganz eigentlich zu ihm gekommen war, um ihn bis zur Narrheit verliebt zu machen, sparte kein Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen. Sie machte ihm tausend Liebkosungen, und nach-

dem sie überzeugt war, seine Begierden seyen auf das lebhafteste gereizt, und er sey zu allem fähig, um zu ihrem Besitze gelangen zu können, machte sie ihrem verschämten Stillschweigen mit folgenden Ausdrücken ein Ende.

„O Zadig, wundre dich nicht, zur Nachtzeit eine Dame in dein Haus kommen zu sehen, welche dich liebt. Ich bin bereit, dir in allem gefällig zu seyn, aber du mußt mir zuerst den Dienst erweisen, warum ich dich zu bitten gekommen bin.“

„Seele meiner Seele,“ schrie der Oberstallmeister vor Leidenschaft völlig außer sich, „du hast nur zu befehlen. Gebiete deinem Sklaven! Was verlangst du von ihm?“

„Ich wünsche,“ antwortete Hoschendam, „eine kleine Abendmalzeit mit dir zu verzehren. Ich sterbe vor Begierde Pferdefleisch* zu essen. Es ist durchaus nothwendig, daß du auf der

* Ein gewöhnliches Gericht in der Tartarey.

Stelle das fetteste Pferd im königlichen Stalle abschlachten läßt, wir wollen das Herz und die Leber davon herausnehmen, sie braten lassen, und dann miteinander auffschmausen.“

„Reizende Dame,“ versetzte Zaidig, „fodre eher das Leben von mir, und ich gebe es dir willig hin. Ich bin verbunden, für alles Sorge zu tragen, was dem Can, meinem Herrn angehört. Laß uns diese Abendmalzeit auf Morgen versparen, und ich verspreche dir ein Pferd, das ganz Speck ist, zu kaufen, woran wir uns gleich Fürsten traktiren wollen.“

„Nein, nein,“ erwiederte Hofschendam, „es muß nothwendig eins von des Königs Pferden seyn, wenn ich davon essen soll. Dies ist eine Grille, welche ich habe, und die du nothwendig befriedigen mußt, um mir zu gefallen.“

„Ich kann mich unmöglich dazu entschließen,“ antwortete der Oberstall-

meister, „ich liebe den Can meinen Herrn zu sehr, um ihm den allerkleinsten Verdruß zu verursachen. Ueberdem würde ich ihm hierin nicht ungestraft mißfallen können. Wenn ich schwach genug wäre, deiner Lust nachzugeben, so kann ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß er mich sehr hart dafür züchtigen würde.“

„In dieser Rücksicht hast du gar nichts zu befürchten,“ erwiderte Hoeschendam, „wenn der Monarch dich nach dem fehlenden Pferde fragt, so kannst du ihm nur sagen, daß du es ohne Hofnung krank gesehen, und es aus Besorgniß hast tödten lassen, seine Unpäßlichkeit möchte die andern Gefunden anstecken. Der Can, welcher dich Zaidig zur Auszeichnung vor allen andern genannt hat, wird dir auf dein Wort glauben und dir selbst noch Lobsprüche deiner Klugheit wegen ertheilen.“

Diese Worte machten auf den Oberstallmeister einigen Eindruck. „Was

soll ich thun?" sagte er sich zu selbst. Auf der einen Seite hält mich die Ehrerbietung vor dem Monarchen, und die Furcht vor der Strafe zurück; auf der andern machen diese verführerischen Reize mich alles Nachdenken verlihren.

Wie Hoschendam ihn wanken sah, fieng sie ihre Bitten von neuem an, und begleitete sie mit so lebhaften Liebeskosungen, daß Zadig hätte kein Mensch seyn müssen, um ihr widerstehen zu können. Sie giengen daher in die Ställe des Cans, und alsdann sagte Hoschendam zu Zadig:

„O mein Prinz, weil du mir diese Gnade erweist, so beschwöre ich dich, erweise sie mir vollkommen. Schlachte das schwarze Pferd dort ab, welches ich von den andern abgefondert sehe.“

„Meine Sultanin,“ antwortete der Oberstallmeister erschrocken, „welche Anmuthung wagst du mir zu thun? Du setzt meine Zärtlichkeit auf eine zu Morgenl. Erzähl. M

harte Probe. Weißt du nicht, daß dies schwarze Pferd der Liebling des Cans ist? Kurz, es ist mir unmöglich, dir hierinn zu willfahren. Wähle eins von den andern aus, und ich schlachte es auf der Stelle ab. Dies ist das einzige was ich für dich thun kann, oder vielmehr, das ist alles, was du von meiner Gefälligkeit nur immer erwarten kannst."

Aber die Dame ließ sich durch sein Sträuben nicht irre machen, sondern warf ihm den Arm um den Hals, und sagte:

„O mein König, o mein theurer Oberstallmeister, ich beschwöre dich, mir meine Bitte nicht abzuschlagen. Ich weiß wohl, daß die Beweise deiner Liebe, welche ich von dir fodre, deiner Pflicht einigermaßen zu nahe treten, aber die Weiber sind eigensinnig und launisch, und wenn sie etwas mit Leidenschaft verlangen, so bestehen sie mit unerschütterlicher Festigkeit darauf.

Sieh daher meinen Grillen ein wenig nach! Ich werde dich mehr als mein Leben lieben, wenn du thust, was ich wünsche.“

Sie überhäufte ihn bei diesen Worten mit den täuschendsten Ausbrüchen einer rührenden Zärtlichkeit, und riß ihn mit ihren eigenen Entzückungen so hin, daß der arme Oberstallmeister nicht länger widerstehen konnte, sondern den Can, sein Amt, seine Pflicht, und seine Lebensgefahr völlig vergaß. Er ergrif ein Messer, und schlachtete seines Monarchen Lieblingspferd ohne alle weitem Umstände ab, nahm das Herz und die Leber heraus, ließ sie zubereiten, und verzehrte sie in seinem Zimmer mit Hofschendam, welche aus Dankbarkeit die ganze Nacht mit ihm zubrachte.

Bei Tagesanbruch nahm die Dame endlich Abschied vom Oberstallmeister, und eilte in das Haus ihres Vaters zurück, diesem den Ausgang ihres

M 2

Unternehmens mitzuthheilen. Der Be-
 zier hatte hierüber eine so große Freu-
 de, daß es ihm gar nicht einfiel, wie-
 viel es seiner Tochter gekostet habe, sei-
 ne solche Rolle zu spielen; er stand auf,
 und begab sich in den Pallast, dem
 Monarchen ganz frisch die Nachricht von
 diesem Abenteuer zu überbringen. A-
 ber er nahm sich wohl in Acht ihn
 merken zu lassen, daß Hofschend am die
 Dame gewesen wäre, von welcher die
 Rede sey, noch wie vielen Antheil sei-
 ne eigene Eifersucht daran genommen
 habe, des armen Zadigs Rechtschaffen-
 heit auf die Probe zu stellen. Da er
 während daß er dem Monarchen
 diesen Bericht mit aller Schleunigkeit
 eines erfahrenen Hofmannes machte,
 der seinem Gegner auf jede Art stürzen
 will, war den Oberstallmeister aus sei-
 nem Rausche wieder zu sich gekommen,
 und stellte sehr traurige Bemerkungen
 über seine eigene Nichtswürdigkeit so
 wie über die in der vergangenen Nacht

geschmeckten, und so theuer erkauften
Bergnügungen an.

„Wie sinnlos die Menschen sind,“
sprach er zu sich selbst, „so ohne Ueber-
legung sich dem Strome ihrer Leidens-
schaften zu überlassen! Ich hätte weit
gescheuter gethan, die Dame nach Hau-
se zu schicken, als ihr zu Gefallen ein
Pferd abzuschlachten, welche die Freu-
de des Eans, meines Herrn ausmach-
te! Ich hätte mir dann alle die quäl-
enden Gedanken erspart, welche mich
izt in Unruhe sezen. Was wird nun
aus mir werden? Was will ich dem Ean
antworten, wenn er sein Pferd von mir
fordert? Ich, der ich mir bis izt das
heiligste Gesez gemacht habe, immer
die reine Wahrheit zu sagen, soll izt
meine Zuflucht zu einer Lüge nehmen,
und eine solche Unwahrheit meinem
Herrn ins Gesicht sagen? Nein, dies
hieße Verbrechen auf Verbrechen häu-
fen.“

„Auf der andern Seite, wenn ich

ihm ein freimüthiges Bekenntniß meines Vergehens mache, so wird es mir das Leben kosten. Wozu soll ich mich also entschließen? Zu einer Lüge? — Sezen wir daher ist den Fall, daß ich mich in den Pallast begeben,“ fuhr er fort, indem er sich den Turban vom Kopfe nahm, und ihn vor sich auf die Erde stellte. „Stellen wir uns vor, dieser Turban sey Logalbimur, und versuchen wir, ob ich Herz genug habe, eine Unwahrheit in Gegenwart eines Monarchen behaupten zu können? Nachdem ich ihn beim Hereintreten begrüßt habe, wird er mir sagen: „Zadig, gehe mein schwarzes Roß satteln zu lassen, ich will es besteigen.“

„Gnädiger Herr, eurem schwarzen Pferde ist etwas zugestossen. Gestern Abend wollte es nicht fressen, und nach Mitternacht ist es gestorben, ohne daß ich den Grund seines plötzlichen Todes errathen kann.“

„Wie! mein schwarzes Pferd, das

das sich gestern noch sowohl befand, ist heut gestorben? Warum dies von allen anderen, die sich in meinem Stalle befinden? Was willst du mir weiß machen? Du bist ein Lügner. Du wirst mein gutes Pferd an irgend einen Fremden verkauft haben, der es diese Nacht von hier weg in sein Land geführt hat? oder vielleicht hast du es selbst aus Uebermuth ums Leben gebracht. Aber glaube nicht, daß du deiner Strafe entgehen wirst. Wache! ergreift ihn, und haut ihn in Stücke? —“

„Zogalbimur, fuhr Zadig fort“ wird nicht ermangeln, mir aus diesem Tone zu reden, und dies wird der Lohn für die erste Lüge seyn, die ich in meinem ganzen Leben gesagt habe. — Laßt uns nun auf der andern Seite sehen, ob ich von diesem Prinzen besser behandelt werde, wenn ich die Wahrheit gestände. — O Zadig, laß mir mein schwarzes Pferd satteln, denn ich will ausreiten! — O gnädiger Herr! Ihr seht Euren Sla-

ven in der größten Betrübniß. Diese Nacht kam eine Dame in mein Haus, welche das Herz und die Leber Eures schwarzen Pferdes von mir verlangte, und ich war zu schwach, um es ihr abzuschlagen. — Wie? du bist im Stande gewesen, mein schönes Pferd umzubringen, um die letzte Gunst eines Weibes zu erhalten. In der That, das gefällt mir ausnehmend. Man lasse straks den Nachrichter kommen!"

„Dies ist denn der Empfang, den ich vom Can zu erwarten habe. Ich lüge, oder ich sage die Wahrheit, in jedem Falle komme ich nicht mit dem Leben davon. Wie unglücklich ich bin! verwünscht sey die Hexe, die mich in diese schöne Verlegenheit setzte, woraus ich keine Rettung sehe.“

Wie er sich noch im tiefsten seiner traurigen Gedanken befand, sah er einen Bedienten ins Haus kommen, der ihm verkündigte, der Monarch wolle ihn sprechen. Er gehorchte diesem Befehle

auf der Stelle, und begab sich zum Prinzen, welchen er in Gesellschaft des Beziere, seines Todtfeindes, antraf.

„O Oberstallmeister! rief der Can ihm beim hereintreten entgegen. Ich will heute auf die Jagd gehen. Laß daher sogleich mein gutes schwarzes Leibross satteln!“

Diese Worte machten, daß der arme Jädig in einen Todeschweiß ausbrach, und an allen Gliedern bebte. Er faßte sich nach einigen Momenten wieder in so weit, daß er mit erstorbener Stimme antworten konnte:

„Gnädiger Herr, Eurem schwarzen Pferde stieß über Nacht ein großes Unglück zu. Wenn Eure Majestät die Umstände derselben zu wissen verlangen, so bin ich bereit, Euch davon einen genauen Bericht abzustatten. Ich befand mich gestern Abends,“ fuhr er fort, „in meinem Zimmer ruhig auf meinem Sopha ausgestreckt, als eine verschleierte Dame zu mir hineintrat. Sie setzte sich dicht

neben mir, legte den Schleyer ab, und ließ mich einen Busen und ein paar Ohren von einer wunderbaren Schönheit sehen. Hierauf machte sie mir tausend Liebkosungen, und nachdem sie meine Begierden in Feuer und Flammen gesetzt hatte, versprach sie mir, dieselben zu befriedigen, wenn ich ihr das Herz und die Leber Eures schwarzen Pferdes zu essen geben wollte. So viel Lust ich auch haben mochte, meine Leidenschaft zu befriedigen, so antwortete ich ihr doch ohne Bedenken, daß ich mich nicht entschließen könne, ein Pferd abzuschlachten, daß von Euer Majestät so sehr geliebt würde. Die Dame warf sich mir hierauf an den Hals, und sagte mir so verliebte und leidenschaftliche Dinge, daß ich ihr länger zu widerstehen nicht Kraft genug hatte. — Gnädiger Herr, dies ist der treue Bericht meines Bergehens, und weit entfernt, mich der verdienten Strafe entziehen zu wollen, bin ich selbst ge-

kommen, mich ihr zu unterwerfen. Hier ist mein Säbel, und hier ist mein Kopf!“

Der Can wendete sich hierauf nach der Seite seines bey ihm stehenden Beziers, und fragte ihn, auf welche Weise er glaube, daß man Zadig behandeln müsse.

„Gnädigster Herr,“ antwortete dieser, höchlich erfreut, in einer ihm so wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen zu werden; ich bin der Meinung, daß man ihn bey einem langsamen Feuer braten lassen müsse. Ein Mensch, der sich erkühnt hat, ein Pferd, daß Euch so theuer gewesen ist, seinen Lüsten aufzuopfern, verdient keine Verzeihung.“

„Nein, Bezier“, erwiederte Logalbimur, ich bin nicht Eurer Meinung. Ich halte dafür, es sey besser, ein erstes Vergehen zu verzeihen als es zu bestrafen. — dann wandte er sich zum Oberstallmeister, und sagte:

„O Zadig, ich bewundere deine Aufrichtigkeit, so wie ich deine Schwach

heit entschuldige. Wäre ich in deiner Stelle gewesen, ich hätte nicht nur mein schwarzes Pferd, sondern auch meinen ganzen Stall weggegeben. Die Anreizung war zu groß, als daß man ihr hätte widerstehen können. Ein Mensch vermag über sich nicht so viel. Ich verzeihe dir also den Tod meines guten Leibrosses, und daß du mir bey dieser kützlichen Gelegenheit die reine Wahrheit gesagt hast, gefällt mir so sehr, daß ich dir auf der Stelle ein Ehrenkleid reichen lassen will.“

Als der Bezier sah, daß seine Betrügeren auf diese Art Zadigen eher Vortheil als Schaden gebracht hatte, und daß seine Tochter sich ohne allen Nutzen hatte entehren lassen, so bekümmerte er darüber sich so ausnehmend, daß er krank wurde. Das Fieber nahm zu, und es schien ganz eigentlich, als habe er bloß darum sterben müssen, um dem glücklichen Zadig Platz zu seiner Stelle zu machen.

Si congono gli uomini nella forma e
nel vino. Quello è veramente saggio, chi

Salomons Vogel.

Compendio della
Coltura
della
Vigna
e
del
Vino
per
la
Italia
di
Salomone
Bögel

Si conoscono gli uomini nella fortuna e nel vino. Quello é veramente saggio, cui non ha potuto nè l'uno, né l'altro corrompere.

Cesarotti.

Salomons Vögel.

Unter vielen anderen, sehr seltenen Dingen, besaß Salomon verschiedene Vögel, welche die Landessprache redeten. Einer von ihnen, den vor allen anderen die silbergraue Farbe seines Gefieders, und eine besondere Feinheit seines Verstandes auszeichnete, verließ einst seinen Herrn, um einer Geliebten, die in einem benachbarten Busche brütete, einen Besuch abzustatten. Er näherte sich ihr mit außerordentlich verliebter Miene, faltete seine schönen Flügel auseinander, warf sich in die Brust, und bot ihr mit der galantesten

Manier von der Welt einen zierlichen
 Kuß an.

Das Weibchen aber lehnte seine
 Liebkosungen ab, und sagte ihm: „Geh
 Treuloser! kehre zu Salomonen zurück!
 Du liebst ihn doch mehr als mich, weil
 du mich seinetwegen verlässest. Aber
 was für ein Vergnügen dich so oft an
 den Hof rufet! Es ist doch weder das
 Silber, von dem du issest, noch das
 vergoldete Dach, unter dem du schläfst.
 Diese sinnlosen Vergnügungen können
 niemanden als den Menschen verführen.
 Die Liebe ist der Vögel einzige Leiden-
 schaft, nur diese bestimmt ihr Glück
 und ihre Leiden, und diese allein hat
 dich so lange im Salamons Pallaste auf-
 gehalten. Denn wenn ich keine Neben-
 buhlerin habe, und du mit dem Zu-
 stande bekannt warst, indem mich deine
 letzten Liebkosungen zurückließen, warum
 bist du nicht gekommen, mir ein Nest
 für unsere Jungen bauen zu helfen? Ich
 habe mich, um es zu vollenden, genö-

thigt gesehen, meine eigene Federn dazu herzugeben.— Ach, deine Treulosigkeit ist nun mehr als zu gewiß. Sieh icht, was die Verzweiflung im Herzen einer verlassenen Gattin hervorbringen kann!

Mit diesen Worten wälzte das Weibchen sich mit einer solchen Wuth auf ihren Eiern umher, daß sie dieselben alle bis auf ein einziges zerdrückte, welches nur mit vieler Mühe von dem Männchen gerettet werden konnte.

Er bedeckte es mit seinen Flügeln, und theilte der Geliebten dabei einige Schnabelhiebe aus, welche mit aller Gewalt auf ihn eindringen wollte. Da er aber in Betrachtung zog, daß der Zorn der Weiber ein Waldstrom ist, welcher bei dem mindesten Widerstande nur noch mehr anschwillt, so demüthigte er sich, und sagte zu seiner Gattin, indem er sie mit einem herzschnmelzenden Schmachten anblickte: „Geliebte Gattin,
Morgent, Erzähl. R.

tin, mir nur mehr als zu theuer, bevor du deiner grundlosen Eifersucht diesen unglücklichen Ueberrest unserer Familie aufopferst, tödte mich lieber! Ich empfangе von dir gern meinen Tod.“

Das Weibchen, von diesen Ausdrücken über alle Maassen gerührt, fühlte sich erweicht, und nachdem ihr ganzer Unwille verbracht war, fand es sich in einem kläglichen Zustande. Das Männchen hatte Mitleid mit ihr, unterdrückte seinen Kummer, und fand seine getödteten Jungen nur zu sehr durch den unmäßigen Schmerz der Mutter gerächt. Das ihm übriggebliebene Enttäusete ihn über den Verlust der zerstörten.

Auch kam ein Bögelchen von wunderbarer Schönheit noch am nemlichen Tage aus diesem Eye zum Vorschein, als wäre es ungeduldig gewesen, dem Herzen seines Vaters das erste verlohrene Feuer wieder mitzutheilen, und seiner Mutter den verlohrenen Frieden

wiederzugeben.

Dies Vögelchen hatte einen gelben Kopf, einen blauen Hals, den Leib weiß, die Flügel violet, und den Schwanz roth. Dieser aufkeimende Sproßling ihrer ehemaligen Zärtlichkeit vollendete ihre Wiederversöhnung. Nachher lebten sie in einer vollkommenen Eintracht zusammen, immer in einander verliebt, und immer mit einander zufrieden.

Salomon indeß, der seinen theuren Silbergrau nicht mehr um sich erblickte, befand sich in einer peinlichen Ungewißheit über das was ihm zugeschoßen seyn könnte. Er ließ ihn in allen Wäldern auffuchen, und da alle Nachforschungen vergeblich waren, so beschloß er zwei rothe Vögel von der nämlichen Gattung nach ihm auszusenden.

Diese waren weit weniger schön als Silbergrau, besaßen unterdessen sehr

viel Verstand, und bedurften desselben auch, um Salomons Auftrag glücklich zu Ende zu bringen, der ihnen geheissen hatte, seinen lieben Silbergrau wieder zu ihm zurückzubringen. Es war unmöglich dies mit Gewalt auszuführen, daher bedurfte es einer großen Beredsamkeit, um ihn freiwillig zu seiner Pflicht zurückkehren zu machen.

Nachdem die rothen Vögel vierzehn Tage lang ohne Unterlaß herumgeflogen waren, fanden sie endlich Silbergrauen nebst seinem Weibchen, und seinem weichenfarbenen Jungen. Sie stellten sich daß sie vom Hofe verjagt wären, weil Salomon, wie sie sagten, in Verzweiflung über den Verlust seines Lieblinges, keine Vögel ihrer Gattung mehr um sich leiden wolle. Sie setzten hinzu, daß sie deshalb sehr zu bedauern wären, weil sie am Hofe und im Schooße aller Wollüste geböhren und auferzogen, sich niemals an ein wildes Leben in Gebüschern würden wieder gewöhnen können.

„In Wahrheit, lieben Brüder,“ antwortete ihnen Silbergrau, „Ich muß euch sagen, daß das Leben, welches ich bis igt in dieser wilden Einöde geführt habe, sehr köstlich ist. Ich liebe mein Weibchen, ich bin von ihr geliebt, und beide lieben wir unseren Jungen, der uns gleichfalls wieder liebt. Wir sind von niemanden abhängig; und ist dies nicht der falschen Glückseligkeit an den Höfen, von der ihr so eingenommen seyd, weit vorzuziehen! — Könnte Salomon, so mächtig er ist, mir wirklich ein einziges von diesen Dingen bezahlen? — Ach, wenn ihm nur auf wenige Augenblicke meine Zufriedenheit zu theil werden könnte, er würde gestehen müssen, daß er mit aller seiner Weisheit, und allen seinen Schätzen nur sehr arm ist. Glaubt meinen Worten, liebe Brüder, und bleibt bei uns. Was mich anbetrifft, so bin ich hier zu sterben entschlossen.“

Dieser Bescheid, setzte die rothen

Vögel in eine sehr große Betrübniß. Sie verzweifelten, Silbergrauen mit aller ihrer Beredsamkeit seinem Entschlusse ungetreu machen zu können, und bekannnten ihm am Ende ganz ehrlich, daß sie von ihrem Herrn seinetwegen abgesandt wären. Dieser Umstand machte Silbergrauen Kummer, und da er von seinem Herrn ehemals tausend Beweise seiner Zuneigung erhalten hatte, so fieng sein Herz zwischen seiner Dankbarkeit und der Liebe gegen Weib und Kind heftig zu schwanken an.

In diese traurige Gedanken versenkt, gab Silbergrau den rothen Vögeln gar keine Antwort. Aber sein Weibchen nahm das Wort, und sagte zu ihnen:

„Geht, euren Herrn zu benachrichtigen, daß Silbergrau nicht an den Hof wieder zurückkehren wolle, und daß ich es sey, die ihn daran verhindert. Salomon kennt die Weiber zu gut, um meinen Mann nicht zu entschuldigen.“

Silbergrau hingegen, welcher unter den Hofleuten die Kunst erlernt hatte, alles mit Höflichkeit und Anstand zu thun, sagte seiner Frau, daß es zum allerwenigsten nothwendig sey, ihren Sohn mit den rothen Vögeln zu schicken, und sich durch ihn bei Salomon entschuldigen zu lassen, und daß man eine abschlägliche Antwort dieser Art mit irgend einem artigen Komplimente zu begleiten habe.

Das Weibchen schrie und heulte, aber diesmal drang das Männchen auf unbedingten Gehorsam. Der weilchenfarbne Vogel reißte ab, nachdem ihm sein Vater einen genauen Unterricht ertheilt hatte, wie man sich am Hofe verhalten müsse. Alle seine Lehren brachte er, einer beliebten Kürze wegen, auf drei Hauptpunkte zurück: „Vermeide die Unglücklichen,“ sagte er, „schmeichle den Günstlingen, und traue niemanden!“

Der weilchenfarbne Vogel fand bei

Salomonen eine äußerst vortheilhafte und zuvorkommende Aufnahme. Aber dessenungeachtet konnte sich dieser seiner Silbergrau auf keine Weise aus dem Sinn schlagen, dessen Artigkeiten ihn soviel Vergnügen gemacht hatten. Dem der veilchenfarbne übertraf zwar seinen Vater an Schönheit, aber kam ihm in Rücksicht des Verstandes bei weitem nicht bei, und alle Liebkosungen, die ihm Salomon machte, zweckten nur darauf ab, seinen Vater Silbergrau zur Rückkehr zu bringen.

Die rothen Vögel hatten ihm gesagt, daß er mit dieser Unternehmung niemals zu Standen kommen würde, wenn der Sohn mit ihm nicht einverstanden wäre. Er sprach daher mit Veilchenfarb, und drohte ihm mit einem ewigen Gefängnisse, wenn er ihm seiner Vater nicht in die Hände lieferte.

Von dieser Drohung in Schrecken gesetzt, von seinem neuen Glücke berauscht, und von Versprechungen ge-

schmeichelt willigte der furchtsame und treulose Vogel in alles ein, was nur sein Herr von ihm verlangte.

Diesem gemäß kehrte er bald wieder zu Silbergrau heim, und stellte sich, mit Salomon ausnehmend unzufrieden zu seyn: „O mein Vater! o meine Mutter!“ rief er, „wie sehr freue ich mich nicht, euch wieder zu sehen! Eben bin ich glücklich aus einem Gefängnisse entwischt, aus dem mich Salomon mein ganzes Leben hindurch festzuhalten gedacht hatte. Dank sey es dem Himmel und meinem guten Gestirn, ich habe ein Mittel gefunden. Und, was mich auf den Gipfel der Zufriedenheit bringt, ist: daß ich noch zeitig genug angelangt bin, euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die eurer Freiheit bevorsteht. Salomon, über euren Ungehorsam erbittert, hat nach allen Orten Jäger ausgeschickt, die euch auffuchen und umbringen sollen. Fliehet und folgt mir, denn sie

sind nahe. Ich habe auf dem Wege einen sichern Zufluchtsort ausfindig gemacht; eilt, macht fort, die Zeit ist kurz und die Gefahr dringend."

Der Vater und die Mutter, theils von der Freude, ihren lieben Sohn so wohlbehalten wiederzusehen, theils von Besorgniß ihre Freiheit zu verlieren, außer Fassung gesetzt, folgten ihm gestreulich. Und er war es, der sie beiden Vogelstellern in die Neze führte.

Was lehret diese Geschichte? — Die Erkenntlichkeit der Kinder, und die Ehrlichkeit der Hofsleute.

**Der Prinz von Carizme
und die Prinzessin von Persien.**

Es giebt Kräfte in unserer Seele, die weiter reichen, als wir glauben. Erkünstelt sind unsere meisten Bedürfnisse. Alle äusseren Dinge befördern unser Glück, und unsere Zufriedenheit, nicht, weil sie uns wirklich nothwendig sind, sondern weil wir uns an sie gewöhnt haben.

Zimmermann Einsamk. III.

Der Prinz von Carizme
und die Prinzessin von Persien.

Ein König von Carizme, welcher keine Söhne besaß, bestürmte darum den Himmel unaufhörlich mit Flehen und Gelübden. Endlich giengen seine Wünsche in Erfüllung, und es ward ihm ein Prinz gebohren, schöner als der Tag. Man begieng seine Geburt im ganzen Lande mit den glänzendsten Festen. Einem ertheilte der Monarch die Gouverneurstelle einer Stadt, dem andern bewilligte er eine Pension; kurz alle seine Unterthanen erhielten thätige Zeichen seiner außerordentlichen Freude.

Auch ermangelte er nicht alle Astrologen in seinen Staaten zusammen zu berufen, und befahl, daß sie den Ho-

rooskop des Prinzen stellen sollten. Aber ihre Aussprüche machten ihm wenig Vergnügen, weil sie sich alle dahin vereinigten, daß sein Sohn bis zu seinem dreißigsten Jahre von einer Menge Uebel bedroht sey, und daß der Himmel allein mit den Unfällen bekannt wäre, die ihm zustößen würden.

Diese Vorhersagung schlug des Monarchen Freude außerordentlich nieder. Diese verwandelte sich in den bittersten Schmerz. Dessenungeachtet ließ er, als hätte er den Einfluß der Gestirne bekämpfen wollen, den jungen Prinzen unter seinen Augen erziehen, brauchte jede nur erdenkliche Vorsicht, um ihn für Unfällen zu schützen, und seine Absichten wurden auf mehrere Jahre mit einem glücklichen Erfolge bekrönt. Der Prinz hatte schon sein funfzehntes Jahr erreicht, und noch hatte sich nichts von dem Unglücke merken lassen, das ihm sein Horoskop vorher sagte.

Indeß trug es sich eines Tages zu,

daß, als er auf einem Spazierreiten sich bis zum Ufer des Meeres verirrete, ihn die Lust zu einer Fahrt auf demselben anwandelte. Er ließ eine Barke zurichten, die er mit vierzig Personen seines Gefolges bestieg. Aber kaum hatten sie die hohe See etwas erreicht, als ein europäischer Seeräuber, der in einer Bucht hinter einem Berge auf-lauerte, hinter ihnen hereilte, und sie angriff. Sie leisteten einigen Widerstand, aber der Korsar, welcher ihnen an Mannschaft weit überlegen war, gewann bald die Oberhand, bemächtigte sich der Barke, führte sie nach der Insel der Samsarden, und verkaufte sie daselbst sammt allen darauf befindlichen Leuten.

Die Samsarden waren eine Nation scheußlicher Menschenfresser, welche einen menschlichen Körper und den Kopf eines Hundes hatten. Sie schlossen den Prinzen von Carizme und seine Offiziere in ein Haus ein, wo sie dieselben et-

nige Wochen hindurch mit Mandeln und trockenen Weintrauben fütterten, schleppeten dann täglich einen von ihnen in die Küche des Königs, hieben ihn daselbst in Stücken, und bereiteten ein Ragout daraus, welches seine samsardische Majestät sehr köstlich befanden.

Nachdem die vierzig Offiziere, welche das Gefolge des Prinzen Carizme ausmachten, aufgezehrt waren, so versah sich dieser, den man als den leckersten Bissen für zuletzt hatte aufsparen wollen, keines besseren Schicksals, und in dieser fürchterlichen Erwartung sagte er zu sich selbst: „Ich weiß sehr wohl, daß ich den Tod auf keine Weise vermeiden kann; aber warum soll ich mich auf eine so feige Art umbringen lassen? Ist es nicht edler, daß ich mein Leben so theuer als nur möglich verkaufe! — Ja, ich will mich aus allen Kräften vertheidigen, und meine Verzweiflung wird wenigstens einige dieser Ungeheuer vernichten, welche nach

Menschenblut so sehr begierig sind.“

Er hatte fest diesen Entschluß gefaßt, als er die Samsarden hereintreten sah. Er ließ sich ohne Widerstand in die Küche des Monarchen führen, doch kaum befand er sich daselbst, und erblickte ein großes auf einer Tafel liegendes Messer, mit dem sie ihm den Hals abschneiden wollten, als er auch alle seine Kräfte anstrengte, die Bände an den Händen zerriß, schnell sich des Messers bemächtigte, und über die Samsarden herfiel, welche ihn begleitet hatten. Er hieb davon einen nach dem andern in Stücken, und nachdem er die Küche vollkommen gereinigt hatte, stellte er sich an die Thüre, um alle diejenigen niederzumachen, welche sich ihm näher zu kommen wagten.

Bald fand sich hierüber der ganze Pallast in Aufruhr, und man hörte nichts als ein Durcheinanderlaufen, Schreien und Geheul. Als man den König Morgenl. Erzähl. D

nig von der Ursache desselben benachrichtigte, erstaunte er gewaltig, daß ein einziger Mensch dem ganzen Haufen seiner Angreifer Widerstand leisten könne. Er gieng selbst zu ihm und sagte:

„O junger Mensch, ich bewundere deinen ungewöhnlichen Muth, und schenke dir das Leben. Kämpfe nicht mehr mit meinen Untertanen, deren Menge dich zuletzt doch überwältigen würde. Sage mir, wer du bist?“

„Gnädigster Herr,“ antwortete der Prinz, „ich bin der Sohn und einzige Erbe des Königs von Carizme.“

„Die Tapferkeit deiner Gegenwehr“ erwiderte jener, „sind ein hinreichender Beweis vom Adel deiner Geburt. Fürchte nichts mehr. Mein Hof wird in der Zukunft nur ein Aufenthalt des Vergnügens für dich seyn. Du hast selbst Gewißheit, der glücklichste aller Sterblichen zu werden, denn ich wähle dich zu meinem Schwiegersohn, und will, daß du die Prinzessin, meine Toch-

ter, heurathest. Sie ist sehr liebenswürdig, alle Prinzen an meinem Hofe sind bis zum Unsinn in sie verliebt, aber ich halte dich für würdiger als alle anderen, diesen Schatz zu besitzen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete der Prinz, mit diesem Vorschlage sehr wenig zufrieden, „Ihre Majestät erweisen mir zu viel Ehre. Meiner Meinung nach, würde ein samsardischer Prinz für die Prinzessin weit passender als ich seyn.“

„Nein, nein!“ versetzte der Monarch in einem rauhen Tone, „ich will, daß du sie heurathest. Ich bestehe darauf, widerseze dich nicht meinem Willen, sonst könntest du nachher leicht Ursache finden, diese Widerspenstigkeit zu bereuen.“

Der Prinz von Carizme folgerte hieraus, daß, wenn er diesen Vorschlag nicht annähme, der König der Samsarden, über seine Weigerung erzürnt, ihn

ohnfehlbar würde ums Leben bringen lassen; und gab endlich seine Zustimmung zu dieser Heurath. Er vermählte sich mit der Prinzessin welche den schönsten Hundekopf des ganzen Königreichs hatte.

Indeß konnte er aller seiner Anstrengungen zum Trozze, sich nicht an sie gewöhnen, und hegte für sie den entschiedensten Abscheu von der Welt. Je mehr sie ihn liebte, desto entsetzlicher kam sie ihm vor. Dieser Widerwillen des Prinzen, welcher täglich mehr sichtbar wurde, hätte am Ende für ihn sehr nachtheilige Folgen hervorbringen können, aber der Engel des Todes befreiete ihn von jedem Ungemache und allen Besorgnissen, indem er kurz nach ihrer Verheurathung die Prinzessin hinwegraffe.

Der Prinz war höchlich erfreut, sich eines so abscheulichen Weibes entledigt zu sehen, als er hörte, es sey der Gebrauch in dieser Insel, so wie in der

Insel Serendib, den Mann lebendig mit der gestorbenen Frau, so wie im umgekehrten Falle, die Frau lebendig mit dem todten Manne zu begraben. Man sagte ihm, selbst der Monarch sey, wie die andern, diesem fürchterlichen Gesetze unterworfen; die Samsarden seyen hieran so sehr gewöhnt, daß sie ohne Furcht ihren Begräbnistag herankommen sehen; selbst scheine ihnen dieser Tag mehr ein Tag der Freude als des Trauerns zu seyn, weil die dabei anwesenden Männer und Weiber tanzten, und Gesänge anstimmten, welche mehr fähig wären, Freude als Mitleid einzulösen.

Eine solche Neuigkeit machte den Prinzen von Carizme sehr herzlich bekümmert; aber er mußte der Nothwendigkeit nachgeben. Man legte ihn mit seinem Weibe, einem Brode und einem Krüge Wasser in den Sarg, und trug sie zusammen an den Begräbnisort.

Dieser war eine tiefe und geräu-

mige unterirdische Grotte, welche ganz eigentlich zu diesem Zweck ausgegraben war. Man ließ die Prinzessin daselbst an einem Stricke hinab, und die zahlreiche Leichenbegleitung fieng zu tanzen und zu singen an. Die Liebhaber stellten sich mit ihren Geliebten auf die eine Seite, und auf die andere die Neuverheuratheten. Nach den Tänzen und Gesängen, an denen der Prinz von Carizme nicht das mindeste Vergnügen fand, ward er endlich selbst zu seinem Weibe in die unterirdische Höhle hinabgelassen, deren Oefnung man dann sogleich mit einem großen Steine verschloß.

Als er sich in diesem weiten Gewölbe allein, und von der ganzen übrigen Welt abgesondert erblickte, rief er aus: „O Himmel, zu welchem Zustande sehe ich mich herabgesunken! Ist dies das Schicksal, welches du für einen Prinzen aufbewahrtest, welcher die Vorschriften des Alkoraus immer treulich befolgte? Hast du mich den Wun-

schen meines Vaters nur darum geschenkt, um mich nachher dem grausamsten Lode Preis zu geben?" Mit diesen Worten fieng er bitterlich zu weinen an.

Obgleich ohne alle Hoffnung, diesen heillosen Ort jemals wieder verlassen zu können, so fühlte er sich doch kaum auf der Erde, als er auch aus seinem Sarge herausstieg, um die Mauer, welche er vorfand, entlängst fortzutappen. Noch war er nicht sechzig Schritte gegangen, als er plötzlich den Schein eines Lichtes in einer geringen Entfernung von sich erblickte. Er verdoppelte die Schritte, und näherte sich soweit, daß er bemerkte, es sey ein Frauenzimmer, welches eine Fackel in der Hand hielt. Er stand still, aber jenes, welches ihn hatte herankommen hören, blies das Licht aus.

„O Himmel!“ fing der Prinz hierauf an, „sollte ich mich getäuscht haben? Sah ich nicht wirklich den Schein eines Lichtes? Sollte dies etwa die

Wirkung einer verwirrten Einbildungskraft seyn? Ohne Zweifel war es nur Täuschung. Ach, unglücklicher Prinz! du hast auf immer die Hofnung verloren, jemals die Sonne wiederzusehen, du bist izt in dein Grab vor dem natürlichen Ende deiner Tage hinabgestiegen. O König von Carizme, mein unglücklicher Vater, warte nicht mehr auf meine Zurückkunft, dein Sohn wird nun nicht mehr den Trost und die Stütze deines Alters ausmachen können, er ist bestimmt, sein Leben unter den grausamsten Martern zu enden.“

Indem er die leztern Worte hervorbrachte, vernahm er eine Stimme, welche ihm zurief: „Beruhigt euch, Prinz! Wenn ihr der Sohn des Sultans von Carizme seyd, so werdet ihr hier nicht umkommen. Ich selbst will euch retten, sobald ihr mir zuerst versprochen habt, mich zu heurathen.“

„O meine Dame,“ antwortete ihr der Prinz, „ohne Zweifel ist es ein hartes

Schicksal, in einem Alter von funfzehn Jahren lebendig begraben zu werden, aber ich will mich zehnmal lieber der ganzen Last meines Unglücks mit Geduld unterwerfen, als euch so etwas versprechen, wenn ihr meiner verstorbenen Gemahlin ähnlich seyd. Wenn ihr ebenfalls einen Hundekopf habt, so ist es mir unmöglich euch jemals zu lieben.“

„Ich bin nicht Samsardin,“ erwiderte jene, „überdem habe ich nur achtzehn Jahre, und ich glaube nicht, daß euch mein Gesicht Furcht machen wird.“

Alsdann bediente sie sich einer Art von Lunte, um ihr ausgelöschtes Licht wieder anzuzünden, und ließ dem Prinzen ein Antlitz erblicken, dessen außerordentlicher Reiz ihn entzückte.

„Welche bezaubernde Schönheit!“ rief er in seinem Erstaunen aus, „was in der Welt kann dem hier vor mir noch beikommen! Aber, ich beschwöre

euch, sagt mir wer ihr seyd? Ich muß euch für eine Fee halten, weil ihr mit eben gesagt habt, daß ihr mich aus diesem Abgrunde hervorziehen könnt.“

„Nein,“ antwortete die junge Dame, „ihr irrt euch, ich bin keine Fee, sondern die Tochter des Königs von Georgien, und nenne mich Dilaram.* Ich verspare auf eine bequembere Zeit die weitläufige Erzählung meiner Geschichte, und begnüge mich izt damit, euch zu sagen, daß mich ein Ungewitter an diese abscheuliche Insel verschlug, und daß ich, um einem gewissen Tode zu entgehen, einen samfardischen Herrn heurathen mußte. Er starb gestern nach einer langwierigen Krankheit. Ich wurde, dem Gebrauche nach, zugleich mit ihm, nebst einem Brode und einem Gefäße Wasser in diese Gruft eingesenkt. Aber vorher hatte ich mich mit einem Feuerzeuge versehen, das ich in meinen Kleidern versteckte, kaum befand ich mich

* Das ist, Ruhe des Herzens.

daher auf dem Boden und bemerkte, daß der Eingang wieder zugelegt war, als ich auch meinen Sarg verließ, und mein Licht anzündete.

Ich war nicht so furchtsam, als man hätte an einem so gräßlichen Orte erwarten sollen. Der Himmel, welcher mich retten wollte, erfüllte mein Herz mit einer Zuversicht, der ich mich überließ, ohne den Grund derselben zu kennen. Ohne Besorgniß gieng ich einem ziemlich engen Wege nach, der sich vor mir eröffnete, nicht sowohl, um mich von einer Menge so abscheulicher Gegenstände zu entfernen, als um zu versuchen, ob ich nicht irgendwo einen Ausgang entdecken könnte.

Noch war ich keine hundert Schritte fortgegangen, als ich auch etwas weißes aus der Ferne hervorschimmern sah, und dies war dies marmorne Grabmahl, welches ihr dort wahrnehmt. Ich näherte mich ihm, und erstaunte, eine Inschrift darauf mit meinem Namen

zu erblicken. Kommt igt, mein Prinz, und leset diese selbst, und ich bin gewiß, ihr werdet euch darüber nicht weniger als ich verwundern.“

Hiermit gab sie dem Prinzen ihr Licht in die Hände, er näherte sich, und las die folgenden Worte:

„Wenn der Prinz von Carizme und die Prinzessin von Georgien sich hier zusammen befinden, so haben sie nur diesen Stein hier aufzuheben, und die darunter befindliche Treppe hinabzusteigen.“

„Und wie ist es möglich,“ sagte hierauf der Prinz, „daß wir diesen entsetzlichen Stein jemals zu bewegen im Stande sind.“

„Laßt uns wenigstens daran unsere Kräfte versuchen!“ antwortete ihm die Prinzessin. „Irgend ein Weiser nimmt an unserem Schicksale Antheil, und ich ahnde es im voraus, daß wir aus diesem Orte befreiet werden.“

Der Prinz gab Dilaram ihr Licht

wieder zurück, und setzte sich in Bereitschaft, den Stein aufzuheben, aber es war gar nicht nothwendig, daß er dazu alle seine Kräfte anstrenge, denn kaum hatte er ihn mit der Hand berührt, als der Stein sich auch von selbst hinwegschob, und unter ihm eine Treppe sichtbar wurde.

Beide stiegen sogleich hinunter, und erreichten einen langen und geräumigen Gang, welcher sich bis zu einer Grotte in einem Felsen erstreckte. Durch diese traten sie ins Freie, und fanden sich am Gestade eines Flusses. Als gute Muselmänner fiengen sie augenblicklich an zu beten, und dem Himmel für ihre wunderbare Befreiung Dank abzustatten, und wie sie geendet hatten, bemerkten sie auf dem Flusse eine noch vorher nicht wahrgenommene Barke schwimmen.

Dies verdoppelte ihre Freude, und ob die Barke gleich ohne Ruder und Fahrleute war, so traten sie doch mit

dem gränzenlofesten Vertrauen hinein.
 „Diese Barke“ sagte der Prinz, „wird
 uns an irgend einen bewohnten Ort
 führen: laßt uns nur dem Strome des
 Flusses ohne Besorgnisse folgen!“

Sie überließen sich dem Strome,
 welcher reißender wurde, je weiter sie
 kamen. Endlich ward er schmäler und
 schmäler, und verlor sich zugleich in
 einen Felsen, dessen Wände sich dar-
 über zu einer weiten, und undurchdring-
 lich dunklen Grotte vereinten. Die Bar-
 ke ward hier mit einer solchen Gewalt
 hingerissen, daß unsere beiden Reisens-
 den sich schon ohne alle Rettung verlo-
 ren glaubten. Sie begannen zu den-
 ken, daß der Himmel über ihr Leben
 vielleicht nicht mit so großer Sorgfalt
 wache, als sie im Anfange geglaubt hat-
 ten. Der Strom ließ sie bald die Deck-
 e des Gewölbes berühren, bald riß
 er sie in unermesslich tiefe Schlünde hin-
 ab. Sie unterließen in dieser Angst
 nicht, den Himmel um seinen Beistand

anzusehen, er schien sich von ihren Thränen erweichen zu lassen, die Barke kam aus der Höhle wieder ans Tageslicht, und ward vom Flusse auf den Strand geworfen.

Sie stiegen ans Land, faßten frischen Muth, und blickten begierig um sich her, ob sie nicht irgend eine Wohnung ersehen, wo sie einige Nahrungsmittel antreffen könnten. Endlich ersehen sie, am Fuße eines Abhanges einen großen Dom, welcher dem Grabe Adams glich. Sie giengen auf diese Rotonde zu, und fanden, so wie sie näher kamen, daß dieser Dom sich in der Mitte eines prächtigen Pallastes befand, über dessen Thüre eine Menge kabalistischer Figuren nebst folgender Inschrift verzeichnet waren:

„O du, welcher Lust hegt den Palast zu betreten, wisse: daß du dir darin auf keine andere Weise einen Eingang verschaffen kannst, als wenn du an der Pforte desselben ein Thier von acht Fuß

sen opferst.“

„Da habe ich mich in meiner Hoffnung gewaltig betrogen,“ sagte die Prinzessin Dilaram, „ich bildete mir ein, die Thüre dieses Pallastes nur geradezu eröffnen zu können.“

„Ich hatte dieselbe Begierde, wie ihr,“ antwortete der Prinz, „aber ich fühle die Unmöglichkeit, sie für izt befriedigen zu können. Unsere Anstrengungen, die Thüre zu eröffnen, würden sehr vergeblich seyn. Diese Figuren, welche wir darüber ausgedrückt sehen, bilden einen Talisman, der uns verhindert, mit der Ausführung eines solchen Unternehmens zu Stande zu kommen.“

„Gut dann,“ erwiederte die Prinzessin von Georgien, „laßt uns hier auf dem Grafe niedersitzen, und an das denken, was unter solchen Umständen zu thun sey.“

„Meine schöne Dame,“ antwortete ihr der Prinz, „erzählt mir indes

eure Geschichte, welche ich zu wissen sehr begierig bin.“

„Diese kann ich euch in wenig Worten mittheilen,“ versetzte Dilaram. „Mein Vater der König von Georgien, verwandte auf meine Erziehung alle die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, deren ein in seine Kinder verliebte Vater nur immer fähig seyn kann. Ein junger Prinz unsers Hauses, welcher Gelegenheit hatte, mich zuweilen zu sehn, faßte indeß eine heftige Leidenschaft zu mir, und ich, nur zu fühlbar, fieng an sie zu erwiedern, als der große Bezier eines benachbarten Monarchen an unsern Hof kam, und für seinen Herrn um mich anhielt.“

Mein Vater, welchem der Heurathsantrag sehr vortheilhaft schien, bewilligte ihm meine Hand ohne weitere Schwierigkeiten, und ich war gezwungen mich zur Abreise in Gesellschaft des Bezieres vorzubereiten. Der jun-
Morgens. Erzähl. P

ge Prinz, mein Geliebter hingegen, betrübt über diesen Unfall sich so sehr, daß er noch vor dem Abschiede starb.“

„Ich beweinte seinen Verlust auf eine Art, welche jedermann hätte überführen können, ich habe ihn eben so leidenschaftlich als er mich geliebt, da man aber meine außerordentliche Anhänglichkeit an meinen Vater kannte, so war man gütig genug, meine Thränen der Trennung von ihm zuzuschreiben, und man hielt mich für eine zärtlichere Tochter, als ich mich wirklich im Herzen fühlte.

Ich reiste ab mit dem Beziere. Wir schiften uns ein, um einen schmalen Arm des Meeres zu passiren. Ein Ungewitter überfiel uns, zerriß unsere Segel, zerbrach unser Steuerruder, und warf uns an die Insel der Samfarden.

Beim Gerüchte von unserer Ankunft versammelten sich diese Ungeheuer auf dem Strande, und bemächtigten sich

des sämtlichen Schiffsvolkes. Sie verzehrten den Bezier mit unserer ganzen Begleitung. Ich aber behagte einem alten samsardischen Herrn, welcher mir sagte, daß wenn ich ihn heurathen wollte, ich dieselbe Behandlung vermeiden könnte, welche mir sonst ohne alle Rettung bevorstände.

Ich gestehe es euch offenherzig, ich fürchtete so sehr aufgeessen zu werden, daß ich mich lieber ihn zu heurathen entschloß, ob mir gleich sein Hundekopf, so oft er mich nur anblickte, Furcht und Grausen erweckte. Zwei Tage nach der Vollziehung unserer Heurath ward er krank; und nachdem er eine sehr lange Zeit bettlägerig gewesen war, starb er endlich gestern."

Der Prinz von Carlzme unterbrach die Prinzessin bei diesen Worten in ihrer Erzählung, weil er eine Tarantel* auf ihr kriechen sah. „Haltet einen Au-

¶ 2

* Eine Spinne mit acht Füßen.

genblick ein," rief er erschrocken, „es kriecht eine Tarantel auf eurem Kleide.“ Dilaram, welche die Gefährlichkeit des Bisses von diesen Thieren kannte, brach in einen lauten Schrei aus, sprang in die Höhe, und schüttelte das Thier ab. Der Prinz setzte den Fuß darauf, und zerquetschte es.

Kaum hatte er die Tarantel getödtet, als sie auch von der Seite des Palastes her ein heftiges Geräusch hörten, und die Thüre daran von selbst aufspringen sahen. Sie blickten einander hierbei mit großer Bewunderung an, und schlossen, die Tarantel müsse achtfüßig, und das Opfer gewesen seyn, welches der Talisman von ihnen gefordert habe.

Hierüber sehr erfreut, machten sie sich auf das Schloß zu, und traten zuerst in einen Garten, worinn sie Bäume aller Art zu finden glaubten. Die ersten daran schienen mit reifen Früchten beladen; wie der Prinz aber, von Hun-

ger verzehrt, sich näherte, um einige von ihnen abzupflücken, so sah er, daß sie von Gold waren. In der Mitte des Gartens selbst strömte ein Bach, dessen klare und durchsichtige Fluthen eine Menge edler Gesteine auf dem Grunde erblicken ließen.

Nachdem sie diese Schätze mit aller Aufmerksamkeit betrachtet hatten welche sie verdienten, so giengen sie auf die Rotonde zu, die sie beim Aussteigen ans Land aus der Ferne erblickt hatten. Sie bestand gänzlich aus Bergkrystall. Wie sie hineintraten, fanden sie eine Menge von Zimmern, in denen ihnen von allen Seiten Gold, Diamanten und Rubinen entgegenblitzten.

Zuletzt erreichten sie eine silberne Thüre, die sie eröffneten. Es war ein prachtvolles Kabinet, worinn sie auf einem Sopha einen Greis ausgestreckt antrafen, welcher eine Krone von Schmaragden auf dem Haupte trug. Er hatte einen Bart, der ihm bis zum

Gürtel reichte; aber dieser Bart bestand nur aus sechs langen, gleich weit von einander entfernten Haaren, welche sich unter dem Kinne mit sechs andern, ihm als Schnurbart herabfließenden vereinigten. Ueberdem hatte er Nägel, welche zum allerwenigsten einen halben Fuß lang waren.

Dieser ehrwürdige Greis sah den Prinzen und die Prinzessin aufmerksam an, und sagte: „Wer seyd ihr, meine Kinder?“

„Mein Herr,“ antwortete der Prinz, „ich bin der Sohn des Sultans von Carizme, und diese schöne Prinzessin hier, ist die Tochter des Königs von Georgien. Wir werden euch unsere Begebenheiten erzählen, sobald es euch gefällig seyn wird, ich bin überzeugt, daß ihr mit uns Mitleid haben werdet, und schmeichle mir, daß ihr uns nicht einen Zufluchtsort bei euch versagt.“

„Ja,“ antwortete ihm der Alte, „ich verstatte euch denselben. Seyd als

le beide mir herzlich willkommen! Da ihr von königlichem Geblüte abstammet, und glücklich genug gewesen seyd, euch in diesen Pallast Eingang zu verschaffen, so kommt es nur auf euch an, alle meine Vergnügungen mit mir zu theilen. Bleibt immer bei mir, und ihr werdet eines unzerstörbaren Glückes genießen. Der Tod, welcher keines andern Sterblichen schont, betritt diesen Ort nicht. Ich war ehemals Beherrscher von China. Die Länge der Nägel dient euch zum Beweise meines Alters. Ein in meinen Staaten entstandener Aufruhr machte, daß ich mich aus denselben entfernte. Ich zog mich in diese Einöde zurück, und ließ mir diesen Pallast von Geistern erbauen, die ich als Cabalist beherrsche.

Schon sind mehr als tausend Jahre verlossen, und ich habe mir vorgesetzt, noch eine gute Weile zu leben, da ich den philosophischen Stein besitze. Auch euch werde ich dies bewunderungs-

würdige Geheimniß mittheilen, wenn Ihr ein Jahrzehend bei mir zugebracht habt.

Ich bemerke, daß euch das was ich sage, in Erstaunen setzt, aber es ist darum nicht weniger wahr. Ein Mensch, welcher den Stein der Weisen zu machen versteht, stirbt nicht sobald eines natürlichen Todes. Er kann, ich gestehe euch, ermordet werden, denn von einem gewaltsamen Tode sichert der Stein euch nicht. Aber um jedem Unfalle aus dem Wege zu kommen, braucht man nur ein unterirdisches Gewölbe graben, oder in einer Einöde einen Pallast gleich diesem erbauen zu lassen. Ich habe mich in dieser Rücksicht sicher gestellt; Laster, Berwegenheit und Neid vermögen nichts mehr gegen mich. Der Talisman, welchen ihr über der Thüre erblickt habt, ist auf eine Art verfertigt, daß Bösewichter nicht in den Pallast können, und opferten sie auch tausend achtfüßige Thiere. Wer eins der

gleichen zertritt, muß ein rechtschaffener Mensch seyn, sonst eröffnet sich ihm die Thüre nicht.“

Hierauf bot der König von China dem Prinzen und der Prinzessin seine Freundschaft an, und beide entschlossen sich, bei ihm zu bleiben. Dann fragte er sie, ob sie irgend einer Erfrischung bedürften, und auf ihre bejahende Antwort, zeigte er ihnen zwei Springbrunnen, welche in große goldene Muscheln fielen. Der eine bestand in einem köstlichen Weine, der andere in einer wunderbaren Milch, welche im Herabfallen gerann, und so zu einer vortreflichen Speise wurde. Auch rief der Monarch drei Genien herbei, und befahl ihnen, sie alle zu bedienen.

Diese deckten sogleich eine Tafel für drei Personen, und trugen eben soviel goldene Schüsseln voll von jener geronnenen Milch auf. Der Prinz von Carizme und die Prinzessin von Georgien nahmen davon ein gutes Theil

mit einem großen Appetit zu sich, und von Zeit zu Zeit boten ihnen die Genien von jenem Weine in kristallinen Schalen zu trinken. Der alte König hingegen, welcher sich seiner Hände, wegen der ausschweifenden Länge der Nägel daran, nicht bedienen konnte, that nichts als nur den Mund eröffnen, und ein Genius reichte ihm zu essen und zu trinken, wie einem Kinde.

Gegen das Ende der Mahlzeit ersuchte sie dieser gute alte Mann, ihm ihre Geschichte zu erzählen, und sie erfüllten seinen Wunsch, ohne Bedenken. Nachdem sie den Bericht ihrer Abentheuer geendet hatten, antwortete ihnen der Greis: „Tröstet euch über eure vergangenen Unfälle. Ihr seid jung und liebenswürdig, und es hängt daher nur von euch ab, durch eine wechselseitige Treue und Zärtlichkeit hier euer Leben so glücklich als nur möglich zu machen.“

Der Prinz und die Prinzessin, wel-

che sich schon vorher eine ewige Liebe geschworen hatten, erneuerten igt ihre Eide, und der König von China legte ihre Hände ineinander.

Die beiden Neuvermählten würden jeden Augenblick ihrer gegenseitigen, so zärtlichen Liebe geweiht haben, hätte sie nicht Dankbarkeit und Pflicht dahin vermocht, ganze Tage hindurch ihren gütigen Wirth zu belustigen, und alle Geschichten aus seinem Leben anzuhören, welches er ihnen mit der Scherzhastigkeit seines Alters stückweise mittheilte.

Indeß war die Prinzessin schwanger, und kam mit zwei ausnehmend schönen Knaben nieder. Sie säugte sie selbst, und als sie sich in einem Alter befanden, etwas zu lernen, brachte ihnen ein Genius eine große Menge von angenehmen und nützlichen Kenntnissen bei.

Sie waren schon sechs Jahre alt, wie eines Tages die Prinzessin zu ihr

rent Gemahl sagte: „Mein bester Gatte, ich gestehe euch, daß ich in diesem einförmigen Pallaste herzlich lange weile zu haben anfangte. Der König von China mag uns immer versichern, daß wir bei ihm sehr lange leben werden; dies rührt mich sehr wenig. Denn sein Geheimniß verhindert nicht daß er altere; und von den Jahren niedergedrückt ein Pflanzenleben zu führen, ist eher ein Uebel als ein Gut. Ueberdies wünschte ich meinen Vater noch einmal wiederzusehen, wenn er vor Kummer über meinen Verlust nicht gestorben ist.“

„Meine beste Gemahlin,“ antwortete ihr der Prinz, „bis izt hab ich kein anderes Vergnügen gekannt, als das, euch immer anbeten zu können. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ebenfalls sehnlich verlange meinen Vater wieder zu sehen, dessen Andenken mir sehr oft Thränen abpreßt. Aber wo finden wir den Weg von hier nach Georgien?“

„Unsere Barke,“ erwiederte jene, „befindet sich noch am Ufer und an der nemlichen Stelle, wo wir ans Land gestiegen sind. Laßt uns derselben unser Schicksal noch einmal anvertrauen und dem Ströme der Fluthen nachgehen. Er wird uns irgend wohin führen, wo wir vielleicht eine Gelegenheit antreffen, uns ins väterliche Haus zurückzubegeben.“

„Ich bin hiermit zufrieden,“ versetzte der Prinz, „denn ich wünsche nichts anderes als euch zu gefallen. Ich verlasse mit euch auf der Stelle diesen friedlichen Pallast, weil ihr darinn Langeweile habt. Aber wie sehr wird unsere Abreise nicht den armen König von China betrüben. Er wird untröstlich seyn, wenn wir von ihm gehen. Er nennt uns seine Kinder, liebt uns mit väterlicher Zärtlichkeit, und hat sich fest überzeugt, daß wir ihn niemals allein lassen. Laßt uns wenigstens vorher mit ihm sprechen, und ihn überreden,

daß wir ihn nicht auf immer verlassen wollen.“

Die Prinzessin stimmte in ihres Gemahls Gutachten ein, sie giengen zum Greise, und stellten ihm vor, sie hätten ein so dringendes Verlangen, ihre Eltern zu sehen, daß sie ihm nicht widerstehen könnten. Sie ersuchten denselben, ihnen seine Einwilligung zu geben, daß sie in ihr Vaterland auf einige Zeit zurückkehren könnten.

Bei diesem Antrage fieng der alte König auf das bitterlichste zu weinen an. „O meine Kinder!“ rief er schluchzend aus, „ich muß euch also verlieren! Niemals sehe ich euch also wieder?“

„Laßt uns, gnädiger Herr,“ gab der Prinz ihm zur Antwort, „die Eingebungen unserer Herzen befolgen! Wenn unsere Wünsche befriedigt seyn werden, kehren wir wieder zu euch zurück, um die Glückseligkeit einer einsamen und ungestörten Ruhe genießen zu können.“ Dasselbe sagte ihm die

Prinzessin, aber alle ihre Versicherungen waren vergebens, denn, da er die Wissenschaft Mekachefa* besaß, las er im Grunde ihres Herzens, und wußte sehr wohl, daß sie nicht wieder zu ihm zurückkehren wollten.

Der Schmerz, Personen verlieren zu müssen, welche er so zärtlich liebte, machte ihm nun das Leben unerträglich. Er rief den Engel des Todes, welchen er vermittelst seiner Kunst so viele Jahrhunderte hindurch, von sich entfernt gehalten hatte, entsagte allen Mitteln, deren er sich bisher zur Verlängerung seines Lebens bediente, und starb. Kaum hatte er den letzten Seufzer verhaucht, als die Geister ihn auch aufnahmen, und davon trugen. Ebenfalls verschwand der Pallast mit allen darin befindlichen Schätzen, und der Prinz und seine Gemahlin befanden sich nebst ihren Söhnen auf dem freien Felde.

* Vermöge welcher man die geheimsten Gedanken der Menschen erräth.

Sie konnten unmöglich die Thränen zurückhalten, wie sie daran dachten, daß sie an des alten Königs Tode Schuld waren, aber ihr Schmerz wich gemacht den süßen Vorstellungen ihre Eltern wiederzusehen, und sie dachten an nichts weiter, als an ihre Abreise. Sie pflückten einige wilde Früchte ab, welche ungeachtet der Dürre des Bodens die gütige Natur in dieser Wüste ihnen zu Liebe hervorgebracht zu haben schien. Sie trugen dieselben in ihre Barke, die sie im nämlichen Zustande wieder antrafen, worin sie sich vorher befand, bestiegen sie, und überließen sich dem Strome des Flußes, welcher nach einem Laufe von einer Viertelmeile sich ins Meer ergoß.

Ein Seeräuber, welcher an der Mündung auflauerte, ward die Barke ansichtig, ereilte sie, und rief dem Prinzen zu, daß er sich zu ergeben habe, wenn er den Tod vermeiden wolle. Der Prinz befand sich gänzlich ohne Waffen,

und was hätte er auch allein gegen eine so große Menge unternehmen können. Anstatt daher Widerstand zu leisten, ergab er sich dem Korsaren gutwillig, und beschwor ihn nur mit thranenden Augen, seiner Gemahlin nicht die Ehre, und seinen Kindern nicht das Leben zu rauben. Der Seeräuber nahm die ganze Familie an Bord, segelte auf eine Insel zu, ließ den Prinzen darauf aussetzen, und gieng mit den übrigen in die ofne See.

Man hat keine Vorstellung von dem Schmerze des Prinzen und Dilarams, sich auf diese Art von einander trennen zu müssen. Sie brachen in ein lautes Geschrei aus, und machten auf tausenderlei Art ihrer Verzweiflung Luft. So lange der Prinz das Schiff in den Augen behielt, überhäufte er den Räuber mit Flüchen und Bervünschungen.

„O Nichtswürdiger!“ sagte er, glaube nicht, daß der Himmel dein Ver
Morgenl. Erzähl. 2

brechen unbestraft lasse. An welchem Orte der Welt du dich auch zu verbergen gedenkst, sey sicher, daß dir allenthalben seine Gerechtigkeit und deine Strafe auf dem Fuße nachfolge.“

Dann wandte er sich zum Himmel und fuhr fort: „O der du mich bisher immer in deinen Schutz genommen hast, verlaß mich auch izt nicht! warum rettetest du mich aus so vielen und so mancherlei Gefahren? Erwartetest du, um mich umkommen zu lassen, daß ich Gatte und Vater sey?“

Während daß sein Jammer auf diese Art sich ergoß, sah er einen Trupp von Personen auf sich zukommen, welche ihm sehr seltsam schienen. Sie hatten einen Leib gleich den andern Menschen, aber waren übrigens ohne Kopf, und der Mund lang in der Mitte der Brust, und auf jeder Schulter befand sich ein Auge. Diese Ungeheuer bemächtigten sich des Prinzen, und führten ihn zu ihrem Monarchen.

„ Gnädigster Herr, sagten sie ihm, hier ist ein sehr häßlicher Fremder, den wir auf dem Strande gefunden haben. Es ist vielleicht ein Spion unserer Feinde!“

„ Gut!“ antwortete der König, „ man bereite einen Scheiterhaufen zu, und werfe den Fremden hinein, nachdem man ihn ausgefragt hat. O junger Mensch!“ setzte er hinzu, indem er sich an den Prinzen wandte, „ woher kommst du? und wer hat dich in diese Insel geführt?“

Der Prinz verhehlte ihm nichts von seiner Geburt, und der langen Reihe seiner Abenteuer. Der König bewunderte ihn, und erwiederte: „ Ich sehe, daß der Himmel mit einer besondern Sorgfalt über euch wache. Wenn die sonderbaren Begebenheiten, durch welche er euch glücklich geholfen hat, es mir auch nicht sagten, so lassen mir doch die Regungen von Mitleid, wel-

ches er mir einflößt, keinen Raum weiter zum Zweifeln. Ich gebe diesen Bewegungen nach, und schenke euch das Leben. Ja, ich verstatte euch einen Aufenthalt an meinem Hofe, und bin überzeugt, daß ihr mir in dem Kriege, den ich mit einem meiner Nachbarn führe, nicht unnützlich seyn werdet. Die Ursache davon ist folgende. Er und seine Unterthanen sind nicht ohnköpfig gleich uns, sondern haben Vogelköpfe, und wenn sie reden, so gleicht ihre Stimme so sehr dem Gespräche der Vögel, daß wir jeden von ihnen, den das Ohn- gefähr in unsre Insel verschlägt, für einen Wasservogel ansehen, und ihn auffressen. Dies setzt ihren Monarchen in Wuth, und um diese Beleidigung blutig zu rächen, versammelt er von Zeit zu Zeit eine Flotte, und landet auf dieser Insel. Schon mehrere dieser Unternehmungen sind ihm verunglückt, aber er hat darum noch den Muth nicht verloren, so wie wir unserseits die süße

Hofnung nähren, ihn nebst allen seinen Unterthanen noch verzehren zu können.“

„Dies ist der wahre Zustand meiner Angelegenheiten,“ fuhr der König der Menschen ohne Köpfe fort. Wir stehen sorgsam auf unsrer Hut, um von unsren Feinden nicht einmal unversehens überfallen zu werden, und bis igt sind wir immer noch siegreich gewesen.“

Der Prinz von Carizme bot hierauf dem Monarchen seinen Beistand an, und dieser, auf seinen Muth und sein Glück vertrauend, übergab ihm die Oberbefehlshaberstelle seiner Armee. Auch dauerte es nicht lange, daß der junge General seine neuen Rechte geltend zu machen Gelegenheit fand. Denn kurz darauf erschien ein zahlloses Geschwader von Fahrzeugen an der Küste. Es war der König der Menschen mit Vogelköpfen, welcher nebst dem größten Theile seiner Unterthanen kam, auf der feindlichen Insel eine neue Landung

zu wagen. Der Prinz von Carizme ließ ihm seinerseits alle mögliche Zeit, die Hälfte seiner Truppen auszuschiffen, aber dann stürzte er mit der Eile eines wüthenden Löwen an der Spitze seiner Armee über sie her, brachte sie völlig in Unordnung, und zwang sie sich auf ihre Fahrzeuge zu flüchten. Eine Menge davon wurde niedergemacht, ein Theil ertrank im Meere, und der Monarch mit dem Vogelkopfe war gezwungen, nebst dem Reste sein Heil in einem schleunigen Rückzuge zu suchen.

Die Armee des Königs ohne Kopf hatte noch niemals einen so schönen und vollkommenen Sieg davon getragen. Der Prinz hatte alle mögliche Ehre daran, und die Soldaten erklärten laut, sie seyen noch niemals, selbst von ihren erfahrensten Generalen, mit so vieler Geschicklichkeit angeführt worden. Dieser allgemeine Beifall schmeichelte dem jungen Prinzen so sehr, daß er seinem Monarchen den Vorschlag that, ebenfalls ei-

ne Flotte zu rüsten, und damit den Krieg ins Land des Feindes zu spielen.

Dem König gefiel dieser Rath. Er ließ hundert Fahrzeuge ausrüsten, bewaffnete und bemannte sie, und diese furchtbare Flotte segelte auf die Insel der vögelköpfigen Menschen unter dem Oberbefehle des Prinzen von Carizme zu.

Er stieg bei Nachtzeit ans Land, stellte ohne alles Geräusch seine Leute in Schlachtordnung, und beim Anbruch des Tages grif er die Stadt an, in der er fast alle Einwohner noch im Schlaf überfiel. Er machte alle nieder, welche ihm Widerstand thaten, nahm den König nebst seinem ganzen Hofstaate gefangen, und kehrte triumphirend in die Insel der Dhnköpfigen heim. Das daselbst zurückgebliebene Volk empfing ihn mit den lautesten Freudenbezeugungen, und man stellte tausenderlei Festlichkeiten an, welche einen ganzen Monat hindurch dauerten. Man theil-

theilte die Gefangenen unter den Einwohnern aus, welche dieselben in mancherlei Saugen verzehrten, so wie man die Wasservögel zuzurichten pflegt. Den überwundenen König traf das nämliche Schicksal, und man schmauste von ihm und der ganzen königlichen Familie einen Tag lang.

Nach dieser Unternehmung, welche dem Kriege auf einmal ein Ende gemacht hatte, fieng der Prinz an ein sehr müßiges Leben zu führen. Er blieb neun Jahre lang am Hofe des Königs ohne Kopf, und dieser faßte zu ihm eine so große Zuneigung, daß er eines Tages sagte: „O Prinz, ich bin alt, und habe keine männlichen Erben. Ich will daher meinen Thron an euch, doch mit dieser Bedingung zurücklassen, daß ihr ihn mit der Prinzessin, meiner Tochter theilet. Ob ihr gleich eine sehr seltsame und lächerliche Gestalt habt, so will ich euch doch zeugen, daß ich in dieser Rücksicht ganz vorurtheilsfrei bin,

und mache euch dessenungeachtet zu meinem Schwiegersohn.“

Der Prinz wollte mit aller möglichen Geschicklichkeit diesem Antrage ausweichen, aber der König nahm trotz aller seiner Bemühungen wahr, daß er gegen diese Heurath einen Widerwillen verspüre, und änderte auf der Stelle den Ton. „Prinz,“ sagte er ihm, „Laßt es euch nicht etwan einfallen, die Ehre, welche ich euch izt angeboten habe, ausgeschlagen zu wollen. Seyd überzeugt, daß euch alle mir erwiesenen Dienste nicht vor meinem Unwillen schützen werden, wenn ihr mir zu gehorchen, nur einen Augenblick anstehet. Morgen müßt ihr meine Tochter heurathen, oder ich lasse euch ohne Umstände die Kugel abhauen, welche sich auf euren Schultern unaufhörlich hin und her bewegt.“

Diese Worte wurden mit einer Miene begleitet, welche dem Prinzen deutlich wahrnehmen ließ, daß er sich entweder zu dieser Heurath zu entschlies-

fen, oder zum Tode vorzubereiten habe. In dieser grausamen Lage rief er aus: „Unglückliches Gestirn, das meine Geburt beschien, bist du noch nicht satt, mich zu verfolgen? Es ist noch nicht genug, daß ich eine Frau mit einem Hundekopfe gehabt habe, izt muß ich auch eine Ohnköpfigte heurathen. O Dilaram! schöne Dilaram! deren Andenken mein Herz zerreißt, wie ist es möglich, daß euer Gemahl, der eure Reize unaufhörlich vor Augen hat, mit einem Weibe leben könne, das aus den Schultern mich ansieht, und auf der Brust einen Mund hat, mehr dazu gemacht, einen Gatten zu verschlingen, als seinen zärtlichen Kuß zu erwiedern.“

Indeß ungeachtet seines entschiedenen Widerwillens, mußte er sich zu dieser Vermählung entschließen, welche mit aller nur möglichen Pracht, und unter dem lauten Jubel des ganzen Landes vollzogen wurde.

In der Hochzeitsnacht führte man

den Prinzen in ein Gemach, wo die Prinzessin schon seiner harrte, und ließ ihn mit derselben allein. Sie kam sogleich auf ihn zu. Er sieng an zu zittern, fest überzeugt, daß sie, von ihrem Temperamente fortgerissen, und den Rechten einer Gemahlin gemäß, seine trägen Begierden mit Liebkosungen aufzufrischen suchen würde, aber sie redete ihn in Ausdrücken an, welche auf einmal jedem Besorgniß ein Ende machten.

„Ich weiß wohl,“ sagte sie ihm, daß ein Mann von eurer Gestalt nothwendig ein Weib von der meinigen haßen müsse. Ich schließe von meinen Empfindungen auf die eurigen, und glaubt mir, daß ich für euch eben so viel Abscheu fühle, als ihr für mich immer nur haben könnt. Laßt uns einander immer als Ungeheuer betrachten, und uns nicht über eine Verbindung beklagen, wozu euch die Furcht vor dem Tode, und mich der Befehl meines

Vaters vermocht hat. Ich sage euch daher, daß ich, wenn ihr gleich einem vernünftigen Menschen, auf die Gerechtfame eines Gatten Verzicht thun wollt, euer Glück machen kann.“

„O ich thue mit Freuden auf diese Rechte Verzicht,“ antwortete ihr der Prinz, „weil ihr dies Opfer von mir verlangt. Aber ich ersuche euch, mir dafür zu sagen, auf welche Art ihr mein Glück zu machen im Stande seyd.“

„Wisset dann,“ erwiederte sie, „ich liebe einen Genius, dem ich ebenfalls eine heftige Neigung eingestößt habe. Wenn er erfährt, daß mich mein Vater an einen andern vermählt hat, so eilt er ohne Zweifel mich zu entführen. Ich will ihn dann bitten, daß er euch in euer Land zurückbringe, und zweifle nicht, daß er aus Erkenntlichkeit für eure izige kluge Zurückhaltung, jeden eurer Wünsche erfüllt.“

„Gut, meine schöne Prinzessin,“ antwortete ihr Gemahl, über diese gute

Aussicht höchlich erfreuet, „ich gebe meine Einwilligung hierein, und überlasse dem glücklichen Genius alle die Schätze, welche das Schicksal mir bestimmt hatte.“

Hierauf streckte er sich auf einem Sopha, die Prinzessin aber auf einem andern aus, und beide schlummerten ein.

Während ihres Schlafes erschien der Genius, welcher in die Dame verliebt war, nahm beide Neuvermählten in die Arme, und trug sie davon. Er hielt in einer Insel, wenig von ihrem jezigen Wohnorte entfernt, an, und legte den Prinzen auf ein Bette von Moos; die Prinzessin aber brachte er in ein unterirdisches Gebäude, welches er eigentlich ihrentwegen verfertigt hatte.

Beim Erwachen gerieth der Prinz in ein lebhaftes Erstaunen, sich in einer unbekanntem Insel zu finden. In dem stellte er sich bald vor, der Genius, Liebhaber der Prinzessin ohne Kopf, ha-

ke ihn hieher während seines Schlummers versetzt; aber es kam ihm vor, dieser Liebhaber sey nicht so dankbar, als ihn seine Geliebte machte, weil er, anstatt ihn nach Hause zu bringen, ihn auf einen fremden, und vielleicht von andern Samsarden bewohnten Erdstreck ausgesetzt habe.

Ihn quälte alles was ein solcher Gedanke schreckliches hat, als er am Gestade des Meeres einen Greis erblickte, welcher die Abwaschung zu verrichten schien. Er stand sogleich auf, und lief zu ihm hin, um ihn zu fragen, ob er ein Muselman sey?

„Ja, ich bin einer,“ antwortete ihm der Greis, „und ihr junger Mensch, wer seyd ihr? Ich schliesse aus dem Adel eurer Stirne, daß ihr eine gute Herkunft besizet.“

„Hiemit irret ihr euch nicht,“ antwortete ihm der Prinz, „weil ich der Sohn eines Königs bin.“

„Und wer ist euer Vater?“ fuhr

jener fort. „Eröffnet mir euer Herz, und es wird euer Nachtheil nicht seyn. Ich schwöre euch bei unserem großen Propheten, daß meine Worte aufrichtig sind. Ich bin eher aufgelegt, euch nützlich zu seyn, als euch zu schaden. Redet ganz offenherzig zu mir.“

„Weil ihr es denn wünscht,“ erwiederte der Prinz, „so sage ich euch, daß ich der Sohn des Sultans von Carizme bin.“

„O Himmel!“ unterbrach ihn der Greis, „ist es möglich, daß ihr der unglückliche Prinz seyd, welcher von einem europäischen Korsaren geraubt wurde. Wundert euch nicht, daß ich von dieser Begebenheit unterrichtet bin, denn ich bin in euren väterlichen Staaten geboren. Ihr seht in mir einen von den Astrologen, welche euren Horoskop stellten, und um euch etwas zu sagen, welches euch nahe angehet, so wisset, daß der Sultan aus Betrübniß über euren Verlust, wenige Tage

darauf starb. Das Volk, welches ihn anbetete, beweinte ihn lange Zeit, und ohne alle Hofnung, euch jemals wieder zu sehen, setzte es einen Prinzen eures Geblüts auf den Thron. Dieser neue Monarch rief die Astrologen zusammen, und befahl ihnen, die Gestirne in Rücksicht seiner Regierung zu befragen. Wir sagten ihm Dinge vorher, die ihm mißfielen, und er rächte sich an uns wegen der Unfälle, womit ihn der Himmel bedrohte. Er nahm sich vor, uns alle umbringen zu lassen, aber vermittelst unserer Kunst erriethen wir seine Absicht, entflohen, und suchten einen Zufluchtsort, ein jeder wo es ihm gutdünkte. Ich habe mehrere Länder durchstrichen, bis daß ich mich zuletzt in dieser Insel festsetzte, welche von einer so guten Königin beherrscht wird, daß niemand glücklicher, als ihre Unterthanen seyn kann.“

Während daß der Wahrsager redete, brach der Prinz in einen Thrä-

nenstrom aus. Die Nachricht vom Tode seines Vaters setzte ihn in eine so lebhaftete Betrübniß, daß der Greis seine Erzählung unterbrechen mußte, um ihm Trost einzusprechen, „Mein bester Prinz,“ setzte er hinzu, „wenn ich euch traurige Nachrichten gegeben habe, so habe ich auf der andern Seite auch angenehme für euch. Ich erinnere mich noch vollkommen aller unserer Vorhersagungen. Der Himmel versprach euch nach dem Alter von dreißig Jahren ein glückliches Geschick. Izt habt ihr Ein und Dreißig, und folglich sind alle eure Unfälle zu Ende. Folgt mir nach, und ich will euch zum Großveziere führen, welcher ein tugendhafter Mann ist. Er wird euch der Königin vorstellen, und diese euch auf eine eurem Range würdige Art empfangen.“

So machten sich der Prinz und der Wahrsager nach der Wohnung des Großmorgens. Erzähl. R

veziers auf, welcher kaum vom Stande des Prinzen unterrichtet war, als er auch mit einem sichtbaren Erstaunen ausrief: „O Himmel! kommt mit mir mein Prinz, um die Königin zu sprechen, und ihr werdet den Grund meiner Bewunderung selbst einsehen.“

Sie giengen zum Pallaste, und als sie sich in der Königin Zimmer befanden, bat der Vezier den Prinzen einen Augenblick im Vorgesamte zu verziehen, damit er die Monarchin auf seinen Empfang vorbereiten könne. Er blieb eine geraume Zeit bei ihr, aber endlich trat sie hinaus. Es war Dilaram die auf ihn zueilte, und ihm die Arme entgegenstreckte.

Er erkannte sie, und stürzte auf sie zu. Die zärtlichsten Worte und Liebeskosungen begleiteten diese schöne Wiedervereinigung. Der Prinz fragte dann nach seinen Söhnen.

„Ihr werdet sie bald zu sehen bekommen, mein bester Gemahl,“ ant-

wortete ihm Dilaram. „In kurzer Zeit werden sie von der Jagd wieder zurückkommen.“

„Aber auf welche Art send ihr Monarchin dieser Insel geworden?“ fieng der Prinz von neuem an.

„Es war auf die folgende Art, daß ich diesen Thron bestieg, den ich izt sogleich wieder zu verlassen bereit bin, wenn mein Volk euch denselben nicht mit mir theilen lassen will.“

„Nachdem der Korsar, der uns raubte, euch auf der Insel ausgesetzt hatte, so stieg er mit mir wieder in See, wie ihr wißt. Aber noch hatten wir nicht sechs Meilen zurückgelegt, als uns ein heftiger Sturm überfiel, und trotz jeder Kunst und allen Anstrengungen der Seeleute unser Schiff gegen die Klippen dieser Küste mit solcher Heftigkeit trieb, daß es in Hundert Stücke zertrümmerte. Einige Matrosen retteten sich durch Schwimmen

aus Land. Der Ueberrest nebst dem Kapitäne kam in den Fluthen um.“

„Ich empfahl mich der Gnade des Himmels, und meines Todes gewiß, hatte ich meine beiden Söhne fest umschlungen, um wenigstens mit ihnen zusammen zu sterben, als einige Leute von der Küste, welche unseren Schiffbruch gesehen hatten, mit Rahnen herbeieilten. Sie zogen uns halbtodt aus dem Wasser, da sie aber noch Leben in den Körpern wahrzunehmen glaubten, trugen sie uns in ihre Wohnungen, und erwärmten uns allgemach wieder.“

„Der König der Insel, von dem Unfälle unsers Schiffes benachrichtigt, hatte die Neugierde uns sehen zu wollen. Es war ein Greis von neunzig Jahren, und seine Unterthanen liebten ihn so sehr als er es verdiente. Ich verhehlte ihm nichts, entdeckte meinen Stand, und erzählte ihm meine Geschichte. Meine Unfälle rührten ihn, und er begleitete mit seinen Thränen

die meinigen, die ich während meiner Erzählung nicht zurückhalten konnte.“

„Während er mich mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte, sagte er endlich: „Meine Tochter, man muß das Unglück mit Geduld ertragen können. Dies sind Proben, worauf der Himmel unsere Tugend setzt. Wenn wir mit Langmuth ausharren, so läßt er gewöhnlich Freude dem Ungemach nachfolgen. Bleibt igt bei mir, ich werde für euch und eure Kinder Sorge tragen.“

„Und in der That, wären es seine eigenen Söhne gewesen, er hätte nicht mit mehr Aufmerksamkeit über sie wachen können, und man kann für kein Frauenzimmer eine größere Achtung hegen, als die welche er mir bezeigte. Er begnügte sich nicht damit, mich mit Ehre zu überhäufen, sondern er fragte mich auch in Staatsangelegenheiten um Rath. Er gab allen meinen Vorschlägen einen ungemessenen Beifall, und

befolgte alles, was ich für gut hielt.“

„Auf diese Art verstrichen fünf Jahre, und am Ende derselben sagte er mir eines Tages: „Prinzessin, ich muß euch izt einen Plan mittheilen, den ich mir entworfen habe. Ich will, daß ihr nach meinem Tode mir in der Regierung nachfolgen sollt, aber um euch den Besitz des Thrones zu sichern, muß ich euch heurathen. Mein ganzes Volk, von euren Tugenden bezaubert, wird meiner Wahl Beifall geben, und damit zufrieden seyn, daß ich euch zu meiner Erbin eingesetzt habe.“ —

„Der Vortheil meiner Söhne drang mir meine Einwilligung zu diesem Vorschlage ab, und die Vermählung ward zur allgemeinen Freude des Volkes mit großem Pompe vollzogen. Es bezeigte endlich nicht weniger Vergnügen, mich nach seinem Tode im Testamente zur Thronerin erklärt zu sehen, und seit dieser Zeit beherrsche ich es, indem ich immer darauf gedacht habe, es nach aller

Möglichkeit glücklich zu machen.“

Am Ende dieser Erzählung sah man die beiden Prinzen von der Jagd wieder zurückkehren. Die Königin warf sie ihrem Vater in die Arme, welche er ihnen zärtlich entgegenstreckte. Nachdem sie sich tausenderlei Beweise ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit gegeben hatten, versammelte der Großvezier das Volk, erzählte ihm die Geschichte des Prinzen von Carizme, und ermahnte es, diesen Fürsten als seinen Oberherrn anzuerkennen. Das Volk gab einmüthig seine Einwilligung darin, man rief den neuen Monarchen öffentlich aus, und er herrschte mit seiner geliebten Dilaram lange Jahre hindurch glücklich und im ungestörtesten Frieden.





MUENCHEN



**SCHENKUNG
CG.v.MAASSEN**

